

DUAL live

DAS MEDIUM DER FRIEDRICH DESSAUER SCHULE

Azubis helfen zerstörtem Dorf an der Ahr



„WE AHR DESSAUER“ steht auf den Shirts der angehenden Maurer, und das ist natürlich kein Rechtschreibfehler, sondern das Motto eines Hilfeinsatzes. Zwei Jahre lang werden Azubis wie Georgios (rechts) und Florian sowie zahlreiche ihrer Mitschüler und Lehrer

in Rech beim Wiederaufbau helfen. Das Weindorf ist vom Ahr-Hochwasser schwerstens verwüstet worden, eine Einwohnerin starb.

SEITEN 15 & 16

EINE WICHTIGE MISCHUNG



Von Jan Höhler (rechts), dem Chef seines Lehrbetriebs „Lindenhof“, bekommt Elias Höhler Hinweise zur richtigen Mischung des Futters, das er zusammenstellen soll. 300 Milchkühe wollen schließlich versorgt werden.

SEITE 9

EINE WICHTIGE BEGEGNUNG



Angelina (links) und Lilly sind zum ersten Mal im „FabLab“. Dort lernen sie 3D-Druck und zugehörige CAD-Konstruktionen kennen – Techniken, denen sie zwangsläufig in ihrem späteren Berufsleben begegnen werden.

SEITE 10

EINE WICHTIGE GRUNDLAGE



Für alle ist er „Hamudi“. Als der Syrer vor zehn Jahren nach Deutschland floh, sprach er kein Deutsch. Er lernte viel, schaffte gleich drei Abschlüsse an der Dessauer und damit die Grundlage für einen erfolgreichen Karrierestart.

SEITE 11

Ein Heim für Bao und Mahé

SCHÜLER DER FDS BAUEN AN BEFREUNDETER GOETHESCHULE EIN SCHILDKRÖTENHAUS

Bao und Mahé scheint vor allem der noch recht üppig sprießende Klee im von ihnen bewohnten Innenhof der Limburger Johann-Wolfgang-von-Goethe-Schule zu schmecken. Wenn Fremde auf sie zukommen, ziehen sie zuweilen den Kopf ein, fauchen vernehmlich. Suchen sie Schutz, können sie in ihr Schildkrötenhaus laufen. Bald arbeiten Schüler der Friedrich-Dessauer-Schule abermals hier, um diese von ihnen errichtete Behausung fertigzustellen.

Eine Zoo-AG gehört seit

2021 zu der Haupt- und Realschule. „Wir haben angefangen mit Bartagamen“, erzählt Melanie Jansing. „Wir haben ebenso Insekten, eine Hakennasennatter und weitere Tiere“, fügt die Schulleiterin an.

Die Goetheschule sei eine „Schule im Profil zwei“, was laut Jansing bedeute, dass es keinen gebundenen Ganztags, sondern offene Ganztagesangebote gebe. „Man kann sein Kind also hier für nachmittags an fünf Tagen die Woche mit Hausaufgabenbetreuung anmelden, aber man muss nicht.“ Genutzt werde die Nach-

mittagsbetreuung stark, berichtet die Schulleiterin: Circa 180 von 440 Kindern sind angemeldet. In der Zoo-AG waren es im vergangenen Schuljahr 20 Schüler, was sich aber als zu viel herausstellte, weshalb die

Starke Nutzung

Teilnehmerzahl auf jetzt 14 Schüler von der fünften bis zur neunten Klasse gedeckelt wurde.

„Wir hatten wie beschrieben einerseits den unglaublichen Zulauf in der Zoo-AG.“ Deswegen müsse man schauen, dass es trotzdem genug Möglichkeiten für alle gebe, mit Tieren in Kontakt zu kommen. Denn dadurch lernten die Schüler in der AG, für andere Lebewesen Verantwortung zu übernehmen. Der Umgang mit Tieren fördere zudem die verbale Kommunikation und reduziere soziale Ängste. „Und andererseits haben wir außerdem ohnehin überlegt, was wir mit diesem eigentlich tollen Innenhof machen könnten“, deutet die Schulleiterin durch die Verglasung eines Ganges auf ein Karree in der Mitte des Schul-

jährig aktiv, das ist ein weiterer Vorteil. Was macht man sonst mit einer Zoo-AG im Winter?, verdeutlicht Jansing. „Und sie sind relativ zutraulich. Als der Bekannte die Idee Aldabra-Schildkröten vorstellte, da haben wir deshalb gesagt: ‚Gut – aber die brauchen ja auch ein Schutzhaus und so...‘“, schildert die Schulleiterin.

Sie sei anschließend auf den Gedanken gekommen, Kontakte zu nutzen, die durch das „Limburger Modell“ entstanden sind, an dem die „Goethe“ teilnimmt und aufgrund dessen Schüler von dort am Donnerstag in die drei Limburger Berufsschulen Adolf-Reichwein-, Peter-Paul-Cahensly- oder eben die Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) gehen können, um einen Berufsschulstag zur Orientierung zu erleben.

Durch ebenfalls wegen des „Limburger Modells“ veranstaltete Tage der offenen Tür lernte die Schulleiterin der Goetheschule FDS-Projektleiter Jens Badeck kennen (Anm. d. Red: der Koordinator der Bautechnik und Lehrer der Fachstufen Straßen- wie Stahlbetonbau ist). Melanie Jansing fragte



Schätzungsweise drei Jahre alt sind die beiden Aldabra-„Schild-Goethen“ jetzt, die den Klee im umgestalteten Innenhof offenbar besonders schätzen.

bei Badeck nach, ob Schüler aus der Bautechnik helfen könnten, an der nur wenige hundert Meter entfernten Haupt- und Realschule den Innenhof herzurichten und ihn dabei zugleich zu entsiegeln und zu renaturieren.

Gesagt, getan, auszubildende Bauzeichner, Straßenbauer, Maurer und Betonbauer, allesamt aus dem zweiten Lehrjahr, planten die Umgestaltung, entfernten alte Gehwegplatten im Innenhof, schafften Schotter und Betonwürfel fort. Stattdessen füllten sie die Fläche mit Mutterboden auf und schufen einen Weg mittels Trittplatten. Für das Schildkrötenhaus haben sie Fundamente ausgehoben und betoniert. Drumherum ist eine spezielle Kräuter- und Wildpflanzenmischung eingesät worden, damit die Tiere

Jansing.

Fand der angesprochene Jens Badeck das Ansinnen nicht sonderbar? Ein Haus für Reptilien? „Nein, ich hatte nicht den Eindruck. Ich glaube, er fand es eher interessant, herausfordernd, einmal ein Projekt der ganz anderen Art, für Tiere, zu machen“, meint die Schulleiterin. „Auch die Berufsschüler, die hier waren: Die wollten die Tiere sehen und mal streicheln. Wir hatten

Ein Event für alle

schon auch die Idee, dass es ein bisschen ein Event für alle ist.“

Ganz fertig ist Baos und Mahés Heim indes noch nicht. Im laufenden Schuljahr will die FDS Restarbeiten ausführen. Die Verkleidung der Wände muss komplettiert werden, eine Bodenplatte im Inneren des Häuschens entstehen. „Die Tiere sind im Winter ohnehin drin, da passt es, weiterzuarbeiten“, sagt Melanie Jansing. Im Frühjahr soll alles fertig sein.

Ins Schildkrötenhaus werde die Technik-AG der Goetheschule zudem eine Kamera einbauen, die ein Display auf einem Gang mit Bildern versorgen wird, so dass alle Schüler von dort aus nach Bao und Mahé schauen können. „Aber fragen Sie mich jetzt nicht, wer wer ist“, lacht die Schulleiterin.



Melanie Jansing freut sich über das Projekt, das die Zoo-AG bereichert.

EDITORIAL

UNZÄHLIGE MÖGLICHKEITEN FÜR MUTIGE



Eine zweite Ausgabe der „DualLive“? Braucht es dies wirklich? Nach dem gelungenen Start könnte man meinen: Wir haben doch schon gezeigt, was das duale System alles kann. Doch wer einmal genauer hinschaut, erkennt: Es gibt noch so viele Geschichten, Erfahrungen und Chancen zu erzählen, dass wir gerade erst am Anfang stehen! Jede Ausgabe eröffnet neue Perspektiven – für Schülerinnen und Schüler, die ihren Weg suchen, für Eltern und Familien, die beraten, und für Unternehmen, die dringend Nachwuchs brauchen.

Wenn ich mit meinen Schülerinnen und Schülern über ihre Zukunft spreche, spüre ich oft denselben Druck, den wir alle aus der öffentlichen Debatte kennen: „Ohne Studium keine Karriere.“ Doch das stimmt so nicht. Immer wieder erlebe ich, wie junge Menschen durch eine Ausbildung – sei es im Handwerk, in der Technik oder in einem anderen Bereich – nicht nur einen starken Berufseinstieg schaffen, sondern auch ihren ganz eigenen Karriereweg gehen, wie Hamudis Beispiel auf Seite 11 zeigt. Gerade in einer Zeit, in der wir Fachkräfte so dringend brauchen, eröffnet eine Lehre Chancen, die ein Studium nicht automatisch garantiert.

Natürlich gehört dazu auch Ehrlichkeit: Manchmal läuft eine Ausbildung nicht wie erhofft, manchmal brechen Jugendliche ab. Hier setzen Einrichtungen wie die GAB – Gesellschaft für Ausbildung und Beschäftigung an, die begleiten, auffangen und neue Perspektiven eröffnen (siehe Seite 8). Für mich ist das ein zentraler Punkt: Unser berufliches System lebt davon, dass es nicht nur auf Leistung, sondern auch auf Unterstützung setzt.

Und Unterstützung gibt es in vielen Formen. Das „FabLab“ etwa, das wir in dieser Ausgabe vorstellen (Seite 10), ist ein Raum voller Möglichkeiten für Unentschlossene. Wer dort erste Erfahrungen sammelt, merkt schnell, wo die eigenen Stärken und Interessen liegen. Gerade für Jugendliche, die noch nicht genau wissen, wohin ihr Weg führt, ist das eine wertvolle Hilfestellung.

Auch Übergangsangebote wie die Berufsfachschule zum Übergang in Ausbildung (BÜA) spielen hier eine wichtige Rolle (siehe Seite 6). Sie schlagen Brücken zwischen Schule und Beruf, damit niemand unterwegs verloren geht. Hier finden Jugendliche, die nach der allgemeinbildenden Schule noch unsicher sind oder keinen direkten Ausbildungsplatz bekommen haben, ein strukturiertes Angebot. Die BÜA verbindet ab dem Schuljahr 2027/28 schulisches Lernen mit praktischen Erfahrungen, sie vermittelt Schlüsselqualifikationen und eröffnet den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, sich beruflich zu orientieren und gleichzeitig ihre Chancen auf einen Ausbildungsplatz zu verbessern.

Besonders eindrucksvoll finde ich das Projekt in Rech im Ahrtal („WE AHR DESSAUER“ – siehe Seiten 15 & 16): Schülerinnen und Schüler sanieren dort ein von der Flut teilweise zerstörtes Fachwerkhaus und schaffen so nicht nur ein neues Gemeindehaus, sondern auch ein Stück Gemeinschaft. Solche Erfahrungen prägen mehr als jede Unterrichtsstunde – weil sie zeigen, dass Lernen nicht im Klassenzimmer endet, sondern mitten im Leben stattfindet.

Als Lehrer der Friedrich-Dessauer-Schule bin ich überzeugt: Wer den Mut hat, seinen eigenen Weg zu gehen, findet in unserem beruflichen System unzählige Möglichkeiten. Eine Lehre, ein Übergang, ein Projekt – all das kann der erste Schritt in eine erfolgreiche und erfüllende Zukunft sein.

All das zeigt: Die duale Ausbildung ist kein starres System, sondern ein lebendiges Geflecht aus Chancen, Hilfen und Erfahrungen. Und genau deshalb lohnt es sich, diese Geschichten zu erzählen – in dieser Zeitung, in dieser zweiten Ausgabe, und hoffentlich in vielen weiteren.

Ihr

Benjamin Merle



Die Zoo-AG nutzt den Innenhof bereits, aber auch andere Schüler sollen, unter Aufsicht, dorthin gehen können. „Dann können auch andere die Tiere beobachten“, verdeutlicht Melanie Jansing. Einige der Pausendienste an der Schule werden ohnehin für die Schildkröten eingeteilt: Jeden Tag füttern Kinder sie, kontrollieren das Gehege.

gebäudes. „Dort Reptilien unterzubringen, bietet sich insofern an, weil sie am Wochenende auch einmal ein wenig Ruhe in der Kost haben und wir sie in den Ferien ebenfalls gut gepflegt bekommen. Und die Kinder befallen keine Allergien.“

Ein langjähriger Bekannter der Schulleiterin (Jansing: „Aus alten Waldkindergartenzeiten“) ist beruflich als Reptilienexperte aktiv. Er kam im Rahmen der Überlegungen zur „Goethe“, gab den Rat, für den Hof Aldabra-Schildkröten auszuwählen. 80 bis 120 Jahre werden sie alt, 1,20 Meter groß und durchaus eine viertel Tonne schwer! „Sie sind ganz-



FDS-Straßenbauer legen das Areal frei und begrünen es...



...Mitschüler stellen das Gebäude hinein.

geeignetes Futter finden.

Im vergangenen Schuljahr haben Schüler der FDS außerdem Fachwerk-Module vorgefertigt, die in der Goetheschule auf die von einer Bauklasse vorbereiteten Fundamente montiert wurden. Es folgten Tür- und die Fensterelemente, das Dach und Teile der Fassadenverschalung. „Wir haben hier an der Goetheschule zwar das Wahlpflichtfach ‚Holz/Natur und Technik‘, aber alle Gewerke könnten wir nicht abdecken, die man braucht. Bis hin zu den Elektrikern, die von der Friedrich-Dessauer-Schule ebenfalls noch herkommen werden. Ohne die Dessauer hätten wir das Projekt nicht umsetzen können und gar nicht die Entscheidung getroffen, die Tiere hierher zu holen. Ganz klar – auch wegen der Verantwortung den Tieren gegenüber“, unterstreicht Melanie

Niemand wollte ihn als Maurer

ARNO PETRI HAT SEINEN BERUFLICHEN WEG MEHRFACH VERÄNDERT

Eine Weile in seinem Leben ist Arno Petri beruflich sehr viel mit dem Auto gefahren. Kreuz und quer durch die Republik. Er hat präparierte Pkw im Herstellerauftrag inkognito in Werkstätten gebracht, um deren Leistung zu überprüfen: Finden sie alle absichtlich eingebauten Fehler? Stimmt der Service, die Freundlichkeit? Petri hat einen Abschluss als Diplom-Ingenieur Fahrzeugtechnik, ein Spezialgebiet des Maschinenbaus. Sein Fachwissen war für den damaligen Job ausgesprochen hilfreich. Dabei hatte er sich ursprünglich eher für Fortbewegungsmittel mit weniger Rädern interessiert.

Metall oder Holz? Für viele Menschen, die sich ein Arbeitsleben im Handwerk wünschen, ist das zu Anfang DIE Frage. Wie war das bei Arno Petri: Warum hat er sich für Metall entschieden?

Die Werkstatt ist in einem ausrangierten Waggon untergebracht. Es handelt sich um ein Projekt der „BauHaus Werkstätten Wiesbaden“. Das kommunale Jobcenter, die Deutsche Bahn, der Allgemeine Deutsche Fahrradclub und einige andere kooperieren damit. „der Radler“ ist indes nicht nur eine Werkstatt für Radfahrer, sondern eine Einrichtung, die zugleich Qualifizierung und Beschäftigung ermöglichen soll und insbesondere erwerbslose Jugendliche und Erwachsene unterstützt.

„Da haben wir auch mit Drogenabhängigen, Menschen auf Bewährung und anderen gearbeitet. Mir hat es in Wiesbaden wirklich Spaß gemacht, es war eine gute Zeit“, schaut Arno Petri zurück – wenngleich bei dem sozialen Projekt der Unterschied zu seinem vorherigen Ingenieursgehalt nicht eben klein ausgefallen sei.

Inseheim war die Leidenschaft für das motorisierte

fünf weitere Semester an der Uni, erwarb seinen Masterabschluss Metalltechnik und Sport. Diese Qualifikation erhielt er nach verkürzter Studienzeit, da ihm sein früheres Maschinenbaustudium angerechnet wurde.

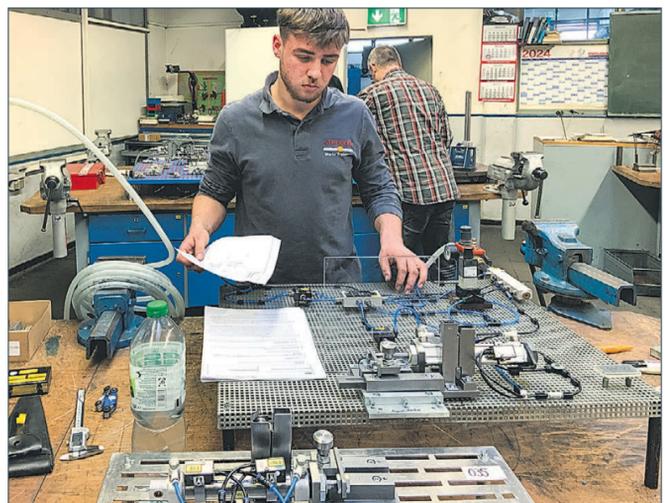
Seit 2013 ist Arno Petri fest Lehrer der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS). Metalltechnik und Sport sind sein Metier. Er arbeitet hauptsächlich mit angehenden Industriemechanikern. Die meisten kommen aus

Seit 2013 an der Friedrich-Dessauer-Schule

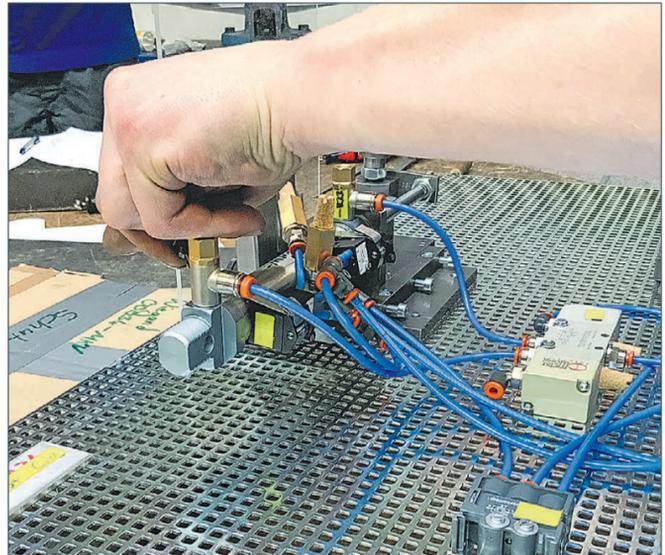
eher größeren Betrieben, schildert Petri. „Ich finde die Mischung aus Pädagogik und Technik gut. Einfach, weil ich Menschen und Technik mag“, sagt er. Bis heute habe er den Schritt, sich auf einen nochmaligen Wechsel im Berufsleben einzulassen, nie bereut. Und ebenso wenig, an der FDS angeheuert zu haben.

die erfolgreiche Bewerbung um die Auszeichnung „Umweltschule“. Außerdem arbeitet er gerne im Prüfungsausschuss mit, vor dem Azubis bestehen müssen, um den begehrten Gesellenbrief erhalten zu können. „Was ich an der Arbeit im Prüfungsausschuss so schön finde: Wenn man zu einer Praxisprüfung in einen Betrieb kommt, treffe ich da manchmal Menschen, die vor zehn Jahren meine Schüler waren. ‚Ah, hallo Herr Petri! Bei Ihnen war der Unterricht immer klasse.‘ Die könnten ja auch einfach gar nichts sagen. Da denke ich mir: Okay, dann war es wohl nicht ganz so schlecht“, lacht der Lehrer.

Er sieht es außerdem als Vorteil an, dass man durch die Prüfungen immer wieder auf dem Stand bleibe, was Schüler können müssen. Außerdem habe er somit Kontakt zu den Ausbildern der Betriebe. „Da tauscht man sich aus: Was können wir besser machen? Das ist



Der Diplom-Ingenieur lobt das Miteinander mit den Ausbildern der Betriebe der FDS-Azubis.



Durch das Beobachten der Prüfungen komme man stets auf den Stand, was die Schüler zum Abschluss praktisch können müssen. Fotos (3): Petri



Arno Petri unterrichtet Metalltechnik und Sport. Fotos (2): Schmalenbach

interessant“, erzählt er. „Mein Vater ist Architekt. Es hieß, dann kannst du mal das Büro übernehmen. Also habe ich mir überlegt, zunächst eine Ausbildung als Maurer zu machen.“ Der Plan jedoch scheiterte: Es war die Zeit, in der Betriebe einen Abiturienten, der ins Handwerk wollte, eher ablehnten. „Ich habe ganz viele Absa-

Der Plan scheiterte

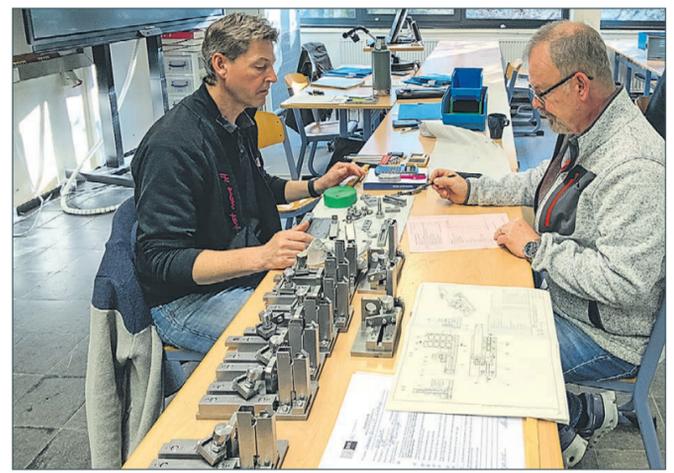
gen bekommen!“, blickt der jetzige FDS-Lehrer zurück, „ich wollte eigentlich wirklich Maurer werden – aber mich wollte keiner haben.“

Da er gerne Motorrad fuhr, dachte er sich daraufhin: „Okay, dann schraubst du eben – das war eher eine Spaß-Entscheidung.“ Doch sie fiel, und so wurde Petri Zweiradmechaniker, reparierte Motorräder. Damit der Wendungen in seinem Berufsleben noch nicht genug: Nach der Zeit als Kfz-Werkstatttester geriet er in eine Vertriebstätigkeit. „Das war gar nicht meine Welt!“, berichtet er. So blieb er nur ein halbes Jahr lang in dem Bereich.

Deutlich mehr Spaß machte ihm da schon sein Engagement am Wiesbadener Bahnhof. Dort gibt es am einstigen Gleis 11 die Radstation „der Radler“. Petri investierte daraufhin

Zweirad in ihm jedoch nie erloschen. „Ich wollte eigentlich immer zum Motorradhersteller gehen“, erklärt der Lehrer. Vom österreichischen Produzenten

Das Klima an der Limburger Schule, auch im Kollegium, gefällt dem Ingenieur. Es gebe ein tolles Miteinander. „Vielleicht liegt das daran, dass die



Der Lehrer ist gerne im Prüfungsausschuss aktiv, weil er so Einblick in die Betriebe bekomme, wo die praktischen Prüfungen stattfinden.

KTM hatte er bereits eine verbindliche Zusage erhalten, hätte anfangen können. Doch ein Freund, der dort schon unterrichtete, weckte in Arno Petri den Gedanken, ebenfalls Lehrer an der Friedrich-Dessauer-Schule zu werden und an die Berufsschule zu kommen.

meisten Lehrer bei uns auch schon einmal etwas anderes gearbeitet haben, nicht immer in der Schule waren“, sinniert der Elzer, auf den das gleichermaßen zutrifft.

Petri organisiert an der FDS den „Girls day“ mit, kümmert sich um Aktionen wie den „Sauberhaften Schulweg“ oder

ein schönes Miteinander!“, betont Petri.

Seine Freizeit verbringt der Metalltechnik-Lehrer jedoch weiterhin gerne mit beziehungsweise auf zwei Rädern. Das Motorradfahren sei allerdings immer weniger geworden. „Ich bin schon lange nicht mehr gefahren – eher mit dem Mountainbike“, berichtet der Sportlehrer. Von den drei Maschinen, die Arno Petri daheim stehen hat, sei ohnehin nur eine betriebsbereit. „Es ist wie mit dem Schuster und den Schuhen“, lacht er, denn er sei schließlich Zweiradmechaniker

und könnte die Fahrzeuge wieder in Gang bringen. Im Urlaub mag er das Wellenreiten. Ab und an besucht er in der hessischen Heimat das Training seines Karatevereins.

Mit dem Auto fährt Arno Petri heute bei aller Aktivität längst nicht mehr so viel umher wie in jener anderen Phase seines Berufslebens, als er Werkstätten prüfte. Dafür nutzt er regelmäßig sein Fahrrad, um von seinem Wohnort Elz zur Friedrich-Dessauer-Schule zu gelangen. „Da bin ich eisern – auch im Winter“, sagt er.



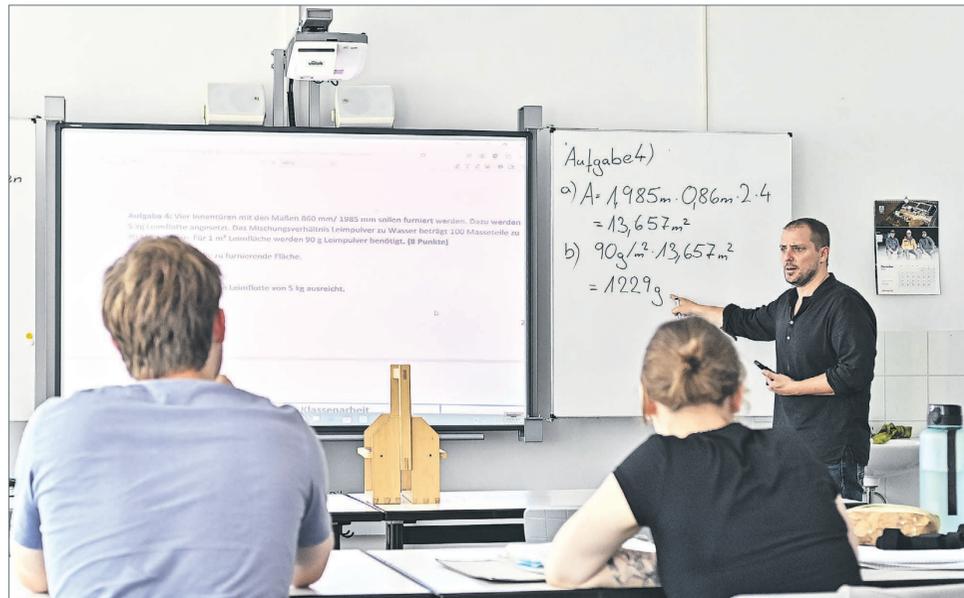
Der Elzer freut sich über einen, wie er schildert, sehr flexiblen Lehrplan: „Ich hätte früher nie gedacht, dass man im Unterricht so viel gestalten kann.“

USCH

Leimflotten, Selbstreflexion und der letzte Schliff fürs Käsebrett

TISCHLER IM ERSTEN AUSBILDUNGSAUFGANG, DARUNTER VIER JUNGE FRAUEN AUF DEM WEG INS HANDWERK, BRAUCHEN VIEL FACHWISSEN FÜR IHRE KLASSENARBEIT

Ob fünf Kilo ausreichen werden? Aufgabe vier erfordert einige Berechnungen dazu. Die Berufsschüler der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) sollen ermitteln, ob eine „Leimflotte“ mit diesem Gewicht genügen wird, um vier Innentüren mit den Maßen 860 mal 1.985 Millimeter zu furnieren, wenn das Mischungsverhältnis Leimpulver zu Wasser 100 zu 80 Masseanteile beträgt und für einen Quadratmeter Leimfläche 90 Gramm Leimpulver benötigt werden. Puh, ganz schön viele Zahlen – obwohl das hier ja gerade keine Mathestunde ist!



Lehrer Dominik Adolph rechnet vor, welche Fläche die Türen haben und wie viel Leim für acht Furniere gebraucht wird. Fotos: Schmalenbach

Drei Wochen vor den Sommerferien wird in der Klasse der künftigen Tischler im ersten Ausbildungsjahr an der FDS die jüngste Klassenarbeit nachbesprochen, ehe Lehrer Dominik Adolph die Benotungen dafür verraten und die Arbeit zurückgeben wird. Zehn von zwölf Schülern der Klasse sind anwesend in dieser dritten Stunde in Raum A 312 im Schulgebäude an der Blumenröder Straße in Limburg. Darunter ist die 24-jährige Nele Schilling. Sie ist Auszubildende in der Schreinerei Iris Schaeff (siehe Seite 7). Alle eint, dass sie betont bereitwillig und auffallend konzentriert mitarbeiten, um die Nachbesprechung flott zu erledigen und rasch zu den Noten zu kommen. Zumal Lehrer Adolph zuversichtlich ist, im Anschluss jedem einzelnen auch direkt die Zeugnisnoten für die Lernfelder 1 bis 3 zu nennen. Darauf brennen die zehn jungen Menschen.

Klebstoffen diese Spanne zu beackten sei. In einer anderen Aufgabe aus der Klassenarbeit, die im Raum A 312 gerade Thema ist, geht es um die drei Bindefkräfte, die in einer Klebstofffuge wirken. Annalena, eine Mitschülerin von Nele, meldet sich freiwillig und fertigt an der Tafel für alle eine Skizze an, die die mechanische Verankerung, Kohäsion und Adhäsion darstellen soll. In der Arbeit, erläutert Dominik Adolph, sei die Skizze nicht zwingend gewesen: „Ihr musstet die nicht machen. Ihr hättet auch nur die drei Begrifflichkeiten nennen und erklären können; es gab ebenso die volle Punktzahl ohne die Skizze, wenn die Bindefkräfte entsprechend erklärt worden sind.“

Der Laie staunt über das hohe fachliche Niveau, das ganz offensichtlich bereits im ersten von drei Ausbildungsjahren zum Tischler im Theorieunterricht gefordert ist! Einmal mehr unterstreicht es, dass im Handwerk heute mindestens so viel Köpfe wie Kraft beziehungsweise manuelles Geschick erforderlich ist und das alte Vorurteil, dass

Quadratmeter Leimfläche“, rechnet Dominik Adolph für alle an der Tafel vor. Je Quadratmeter sind, wie in der Aufgabenstellung beschrieben, 90 Gramm Leim vorzuziehen und außerdem müssen die entsprechenden Wasseranteile zum Gesamtgewicht hinzuaddiert werden. „Die Aufgabe ist also ein Beispiel, warum es sinnvoll ist, sich vorher zu überlegen, wie viel Leim man ansetzt, um hinterher nicht zu viel wegwerfen zu müssen“, kommentiert Adolph das Ergebnis, das erkennbar einen deutlichen Praxisbezug aufweist.

Eine Aufgabe als Beispiel für die Praxis

Praktisch geht es am selben Morgen in der sechsten Stunde für die zehn Schüler im Tischlerhandwerk weiter. In der FDS-Lehrwerkstatt arbeiten sie an

den Inhalten. Jeder konnte für sich mit seinem Brett an die Maschine, danach mit dem Exzentrerschleifer weiterarbeiten, so dass die Schüler eigentlich alles, was wir in der Theorie erarbeitet haben, auch in der Praxis erleben konnten.“

Die FDS-Lehrerin betont, dass die angehenden Tischler in sehr unterschiedlichen Ausbildungsbetrieben seien. Es gebe welche, die viel mit der einen, aber nicht mit der anderen Maschine arbeiteten; oder jene, die über keine davon verfügten. „So haben durch den Unterricht alle Schüler wenigstens einmal an dieser Maschine gestanden und hoffentlich etwas mitgenommen“, sagt Strefer.

Auch bei der Behandlung eines zuvor auf dem Stundenplan stehenden Lernfeldes sei das Projekt so aufgebaut gewesen, berichtet die Lehrerin, „und da haben sich die Schüler wirklich ganz aktiv gewünscht, dass wir immer wieder hier herunter in die Werkstatt kommen.“ Hendrik Hacke ergänzt: „Es gibt viele, die die Praxisnähe mögen. Vielleicht sind einige auch in der Theorie etwas schlechter, aber die Praxis ist genau ihr Ding. Und dafür wollen wir einen Ausgleich schaffen zwischen einer Klassenarbeitsnote und einem solchen Projekt.“

die Schüler, denn, so schildert sie mit Erinnerung an ihre eigene Zwischenprüfung als auszubildende Schreinerin: „Das war bei mir die erste Situation, in der ich mit allen anderen zusammen in der Werkstatt arbeiten musste. In der Prüfung ist der Stress eh schon total hoch“, unterstreicht sie, „und das haben jetzt hier alle sehr gut reflektiert: dass es sie sehr gestresst hat, als wir anfangs in der Gruppe in der Werkstatt waren. Wir waren dreimal je eine Doppelstunde hier, und die Schüler haben erlebt, wie sie von Mal zu

Von Mal zu Mal entspannter

Mal entspannter wurden und das anfängliche Konkurrenzdenken mehr und mehr der Überlegung gewichen ist, wer wem helfen kann.“ Bei den vorherigen Werkstattunterrichtsstunden ging es nicht um ein Käsebrett, es wurde von jedem Schüler ein Stapelkasten gebaut. Am Ende haben selbstverständlich die beiden Lehrer auch diese Arbeiten bewertet. Doch zuvor bekamen die Schüler Gelegenheit, anhand eines kriterienorientierten Fragebogens eine Selbstwie Fremdreflexion durchzuführen. „Und wer wollte, das waren fünf oder sechs, hat hinterher



Aaron nutzt das gegenüber den zu Anfang verwendeten Körnungen erheblich feinere 220er-Schleifpapier, um sein Käsebrett vor der Abgabe fertigzustellen.

können und im Betrieb so herstellen, dass der Kunde zufrieden ist. Also müssen wir Möglichkeiten eröffnen, dass sie Erfahrungen damit machen, sich kritisch, aber auch positiv zu hinterfragen.“

Strefer hat beobachtet, dass die Schüler meist nicht sehr weit von der Einschätzung der Lehrer entfernt sind. „Und selbst wenn sie sich unterscheiden, können wir über das Gespräch auch für die Note, die am Ende natürlich wir geben, ein Bewusstsein schaffen. Ich möchte, dass der Schüler sagt: ‚Ich hätte mir die Eins gewünscht, aber verstehe, wie es eine Zweipuls ist.‘“

Wechsel zum Schreiner

Annalena steht derweil an einer Werkbank und gibt den Kanten ihres Käsebrettes im wahrsten Wortsinn den letzten Schliff. „Ich habe gar nicht darüber nachgedacht, ob ein Handwerksberuf etwas für Frauen ist“, erzählt sie dabei, „weil für mich klar war, dass ich diesen Beruf machen will!“ Sie habe schon zu Hause früh, mit zwölf oder 13, damit begonnen, ihr Zimmer zu gestalten, Deko selbst herzurichten. „Ich wollte auch ursprünglich in den Bereich Raumausstattung gehen, habe aber dafür keinen Praktikumsplatz gefunden. Daraufhin habe ich mir gedacht: ‚Warum probierst du es nicht mal mit Schreiner?‘, denn mein Opa hat

immer viel mit Holz gemacht. Mein anderer Opa hatte eine große Werkstatt in einer Scheune, da haben wir als Kinder viel gebastelt.“

Das Praktikum in einer Schreinerei ließ Annalenas Entschluss endgültig reifen, ins Tischlerhandwerk zu gehen. „Und wenn ich das machen möchte, dann mache ich das – egal ob als Mann oder Frau!“, betont die 22-Jährige abermals. Zuvor habe sie eine Ausbildung im sozialen Bereich begonnen, besuchte ein Gymnasium für Erziehungswissenschaften. Sie orientierte sich nachfolgend in

Richtung Sozialassistentin, „aber ich habe gemerkt, dass es nicht das ist, was ich möchte. Letztes Jahr habe ich darum zum Schreiner gewechselt.“ Der Weg dorthin sei allerdings nicht ganz eben verlaufen, berichtet die 22-Jährige: „Ich habe viele Absagen bekommen – vor allem, weil ich klein bin! Wenn ein Betrieb einen 20-jährigen Mann vor sich stehen hat, der jeden Tag in die Muckibude geht und zwei Meter groß ist, wird der offenbar bevorzugt – das merkt man schon. Man muss also herausstechen als Frau. Aber wenn man sich als Frau am Ende bei der Bewerbung um ei-

nen Ausbildungsplatz durchsetzen kann, ist das echt schön.“ Simone Strefer glaubt, dass die Betriebe heute erheblich offener seien, dem weiblichen Geschlecht eine Chance zu geben, als noch vor zehn Jahren. „Auch das Tischlerhandwerk hat sich heutzutage krass weiterentwickelt. Egal, ob ich Bauschreiner bin, im Brandschutz, Schallschutz: da hat man so viele physikalische oder mathematische Komponenten, die berücksichtigt werden müssen! Wenn ich im Möbelbau arbeite, wird enorm viel CNC-Technik eingesetzt. Da ist technisches Verständnis gefragt – und weniger, das Brett von links nach rechts zu tragen.“

Von den zwölf Schülern in der Tischler-Klasse von Nele und Annalena sind immerhin vier weiblich. Lehrerin Strefer muss schmunzeln, wenn sie auf die Geschlechterrollen angesprochen wird. Ob es zu ihrer Zeit Vorurteile gegen eine Frau im Handwerk gegeben habe? „Voll!“, entgegnet sie, „ich war zwar damals eine der besten Realschulabsolventinnen vom Zeugnis her, aber habe fast 50 Bewerbungen geschrieben, bis ich einen Ausbildungsplatz bekommen habe! Viermal war ich zum Probearbeiten, die waren auch immer sehr zufrieden. Doch am Ende hat stets der

männliche Bewerber den Vorzug bekommen. Ich hatte mich schon fast damit abgefunden, dann eben Chemielaborantin zu werden, da hatte ich Möglichkeiten. Oder noch das Abi



Nele bearbeitet ihr Werkstück mit dem Exzentrerschleifer. Der FDS ist wichtig, dass jeder Schüler die Maschinen in der Lehrwerkstatt für sich ausprobiert hat, da die Betriebe der Azubis sehr unterschiedlich arbeiten.



Die Lehrerin Simone Strefer und Hendrik Hacke (links) animieren die Schüler zur Selbstreflexion über ihre Arbeitsergebnisse.

„Diese Klasse hat echt Interesse am Unterricht, die wollen mitmachen“, wird Adolph nach der Doppelstunde bestätigt. Der aus Baden Stammende ist seit Februar 2019 Lehrkraft an der Lahn und dort Koordinator im Bereich Holztechnik. In diesem Berufsfeld bildet die FDS nicht nur zum Tischler, sondern ebenso zum Holzmechaniker aus.



Die Auszubildenden haben sich laut Lehrerin Strefer auch Unterricht in der Werkstatt gewünscht.

Was sind Rahmeneckverbindungen? Wie unterscheidet sich die offene von der geschlossenen Wartezeit? Und welche Angabe steckt hinter der „Gebrauchsdauer“ in einem technischen Datenblatt? Nele meldet sich und antwortet, dass letztere die Zeit sei, in der ein Leim verarbeitet werden kann, ehe er hart wird. „Richtig“, entgegnet Lehrer Adolph und möchte außerdem wissen, bei welchen

Exemplare nach Unterrichtsende bewerten. Unmittelbar vorausgegangen ist dieser sechsten Stunde in der Werkstatt eine weitere Klassenarbeit, die trotz der nahen Ferien in der fünften Stunde noch zu schreiben war und sich mit demselben Thema Schleifpapier befasst hat. „Wir haben gesagt, dass wir diesen Teil sozusagen als praktische Note zur Klassenarbeit hinzuaddieren“, schildert Strefer, „das hat den Charme, dass sich die Schüler sowohl in der Theorie als auch in der Praxis beweisen können.“

Für den Einstieg ins Thema hat es ein „Schleif-Memory“ gegeben, bei dem die in drei Gruppen aufgeteilte Klasse fühlen und überlegen sollte, welche Schleifpapiere und Körnungen zusammengehören. „Dann haben wir uns über verschiedene Schleifprozesse unterhalten. Anschließend haben wir die

„Schleif-Memory“

Schleifmaschine in der Theorie erarbeitet, und mein Kollege Hacke hat das dann mit der praktischen Tätigkeit daran verknüpft“, beschreibt Strefer. „Und nun folgte die Klassenarbeit dazu und das hier in der Werkstatt als praktisches Tun zu



Die Tischler-Klasse arbeitet gut mit in der Doppelstunde, in der Dominik Adolph die Klassenarbeit vor deren Rückgabe noch einmal bespricht und mit den Schülern die richtigen Lösungen betrachtet.



Sind die Kanten gebrochen? Wurden alle Schleifschritte ausgeführt? Simone Strefer schaut für die Bewertung der Käsebretter sehr genau hin.

zu machen.“ Selbst Simone Strefers Vater war seinerzeit nicht begeistert vom Vorhaben der Tochter ins Handwerk zu gehen. „Er hat mich eher im Büro gesehen“, erzählt die Tochter heute. Es kam erfreulicherweise anders: Gerade noch zwei Wochen vor Beginn des neuen Ausbildungsjahrs erhielt Simone Strefer nach den vielen vergebenen Bewerbungen doch noch eine Zusage! „Als erste Frau in einem alleingewesenen Tischler-Betrieb. In-

Eher im Büro

zwischen haben sie dort schon den vierten weiblichen Azubi nach mir“, führt sie aus. Die heutige Berufsschullehrerin durchlief ihre Ausbildung 2010 bis 2013. An ihrer einstigen Berufsschule absolvierte sie später sogar ihr Referendariat. Zwei ehemalige Mitschülerinnen Simone Strefers, die dort mit ihr in der Lehre begonnen hatten, geben den weiteren Weg zur Gesellin hingegen noch während der Ausbildung auf.

Gleichwohl: „Wenn ich Menschen erzählen, was ich gelernt habe, staunen und bewundern das alle. ‚Wow, eine Frau im Handwerk!‘“, schmunzelt die FDS-Lehrerin. „Ich würde den Beruf immer wieder lernen. Es ist einfach einer der schönsten Handwerksberufe.“ „Der schönste!“, ergänzt Hendrik Hacke wie aus der Pistole geschossen.

Uwe Schmalenbach

IMPRESSUM
Reichweite: 230.000 Leser
Verlag: Verlag für Anzeigenblätter GmbH, Mittelrheinstraße 2-4, 56072 Koblenz, 02 61 92 81-0, info@der-lokalanzeiger.de
Redaktion: IUPRESS UG (haftungsbeschränkt), Soeststr. 12, 59555 Lippstadt, 029 41 95 89-111, hallo@iupress.info
Chefredaktion: Uwe Schmalenbach
Druck: rz-Druckhaus, Koblenz
Herausgegeben für: Friedrich-Dessauer-Schule, Blumenröder Straße 49, 65549 Limburg, 0 64 31 40 92-0, dual.live@fds-limburg-schule www.fds-limburg.de

Orientieren, ausprobieren!

NEUE MÖGLICHKEITEN AB DEM ÜBERNÄCHSTEN SCHULJAHR

Zwar arbeitet ein fleißiges Team noch an den endgültigen Informationsmaterialien zum neuen Angebot, und es werden letzte Feinjustierungen an den Inhalten vorgenommen. Aber es steht fest, dass es ab dem übernächsten Schuljahr ein tolles neues Schulbündnis der beiden Limburger Berufsschulen Peter-Paul-Cahensly-Schule (PPC) und Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) geben wird. Gemeinsam machen sie das Angebot „Berufsfachschule zum Übergang in Ausbildung“ (BÜA). Hinter dessen etwas ungeliker Bezeichnung verbirgt sich eine großartige Chance insbesondere für alle Schüler, die nach der Sekundarstufe I noch keinen Ausbildungsplatz gefunden haben.

Zunächst lief BÜA als Modellprojekt an einigen wenigen hessischen Berufsschulen. Im Schuljahr 2017/2018 startete es. Bald können auch junge Menschen in Limburg davon profitieren. Es sollen Schüler aufgenommen werden, die noch keine 18 Jahre alt sind, mindestens aus Klasse 8 der allgemeinbildenden Schule kommen, noch keinen Ausbildungsplatz haben, keinen Hauptschulabschluss oder einen berufsorientierten Abschluss oder einen (qualifizierenden) Hauptschulabschluss besitzen, ebenso wenig länger als ein Jahr eine zweijährige Berufsfachschule oder Berufsvorbereitungsmaßnahme besucht haben sowie Schüler aus Intensiv-/InteA-Klassen und jene mit sonderpädagogischem Förderbedarf.

Das sind alles recht formale Kriterien, doch hinter BÜA verbirgt sich etwas sehr Konkretes. In der Kooperation aus FDS und PPC werden zehn Berufsfelder beziehungsweise Schwerpunkte angeboten: Holztechnik, Wirtschaft, Informatik, Lagerlogistik, Fahrzeug- ebenso wie Elektrotechnik, Handel, Büromanagement so-

Von Handel bis Büromanagement

wie Farb- und Metalltechnik. „Die Chance, die wir durch BÜA haben, ist die Kooperation von zwei beruflichen Schulen und damit die Kombination aus Wirtschaft und Technik“, stellt Detlef Jadatz heraus. „Die Schüler, die bei uns an der FDS vorher nur Technik hatten, bekommen jetzt also die Möglichkeit, zu sagen, ich gehe jetzt auch mal in den Verkauf oder ins Marketing hinein.“

Mit BÜA erhalten die Schüler besonders vielfältige Einblicke: Aus den zehn angebotenen Fachrichtungen können die Schüler gleich vier auswählen. „Und außerdem wird die

berufliche Orientierung ausgeweitet: In der ersten Stufe zwei Praktika mindestens zwei Wochen. Hinzu gibt es das Ziel, nach dem ersten Jahr die meisten in eine Ausbildung zu bekommen“, ergänzt Sophia Hardt, die für die Berufsorientierung an der FDS wie PPC zuständig ist. Jede Woche werden bei BÜA vier Schulstunden als „bewertungsfreier Unterricht“ durchgeführt, die ebenfalls helfen sollen, dass junge Menschen überhaupt erst einmal herausfinden, welcher Schwerpunkt dieser neuen Berufsschulform ihnen liegen könnte.

So stellt der Schwerpunkt Wirtschaft, den die PPC in die Kooperation einbringt, unter anderem vor, was Bankkaufleute, Einzelhandelskaufleute, Marketingkaufmänner und -frauen oder Steuerfachgehilfen tun. „Wenn möglich, werden wir zudem Besuche von Unternehmen aus diesen Bereichen in unserem Schwerpunkt an-

Praxisnahe Eindrücke

bieten oder diese Unternehmen besuchen, um praxisnahe Eindrücke zu sammeln – ein echtes Highlight“, betonen Hardt und ihre Kollegin Nicole Arthen, die Koordinatorin für die Berufsfachschule an der PPC ist.

Vom Smartphone bis zum Elektroauto: Ohne Elektrotechnik funktioniert heute nicht mehr viel. Sie ist ein weiteres Schwerpunktangebot der neuen BÜA. Es greift Themen auf wie zum Beispiel das Entwickeln elektronischer Schaltungen, das Programmieren von Steuerungen oder die Konstruktion von 3D-Modellen. Und all das mit einem überwiegenden Praxisanteil, der Schüler bei der Wahl eines geeigneten Ausbildungsberufs unterstützen soll.

BÜA bereitet gezielt auf zugehörige Ausbildungsberufe vor und ermöglicht fast „nebenbei“ den Erwerb des Hauptschulabschlusses und, nach einer zweiten Stufe, den mittleren Bildungsabschluss nach Stufe II, falls der für einen Ausbildungsberuf nötig ist.

„Es gibt durchaus einige, die sagen: ‚Ich will Kfz-Mechatroniker werden.‘ Oder Maler und Lackierer. Aber die wissen am Ende nicht, wie es in diesen Berufen wirklich ist“, schildert Nicole Mayer, die von der FDS kommt und ebenso zum vierköpfigen Vorbereitungsteam der neuen Kooperation gehört. „Denn: Vielleicht haben die mal eine Woche ein Praktikum gemacht. Aber ein Praktikum in der achten Klasse, da bekommt man als Schüler kaum etwas mit – denn die dürfen ja viele Dinge gar nicht tun, weil sie viel zu jung sind.“ Zudem

sei die Meinung der Schüler oftmals keine eigene, gefestigte, sondern die vom besten Freund oder Verwandten übernommene. „Aber wie es am Ende ausschaut, wissen nur wenige“, unterstreicht Mayer.

„Ich glaube, dass die Zeit eine große Rolle spielt“, ergänzt Sophia Hardt, „dass man Zeit hat, zu erforschen, sich Fragen zu stellen: Lieber draußen arbeiten? Lieber drinnen? Erst einmal die Grundfragen klären.“ Dafür seien die bei BÜA neu vorgesehenen vier Wochenstunden nützlich.

Nicole Mayer erinnert daran, dass sich die Arbeitswelt extrem gewandelt habe, was

„Du interessierst dich für eine Ausbildung im Bereich Wirtschaft und Verwaltung? Dann wäre der Schwerpunkt ‚Büromanagement‘ genau das Richtige für dich!“, so heißt es im Informationsflyer zum Schwerpunkt Büromanagement, das eine weitere BÜA-Fachrichtung ist, die PPC und FDS anbieten. „Im Schwerpunkt ‚Büromanagement‘ lernst du erstmal alles Grundsätzliche über die Arbeitsabläufe im Büro und in der Verwaltung. Vom Telefonieren über Ablagearten und Terminverwaltungen bis zum Planen, Durchführen und Nachbereiten von Veranstaltungen und Dienstreisen. Auch das Gestalten von ergo-

klärt die Übersicht. Sie zeigt, dass es in der Metalltechnik breite Einsatzmöglichkeiten gebe und sie zukunftsicher sei, da durch CNC-Technik und Ro-

Breite Einsatzmöglichkeiten

botik ständig neue Chancen entstehend würden.

Detlef Jadatz hat beobachtet, dass es einige Schüler gebe, „die wissen, wo sie beruflich hinwollen, die sind sowas von klar. Aber es gibt andere, die Berufsorientierung brauchen.“ Zum neuen BÜA-Konzept haben FDS und PPC, wie geschil- dert, bereits umfangreiche Informationsmaterialien erstellt. Sie sind ein erster guter An-

man heute Dinge wie ‚Excel‘, die wir unterrichten“, be- schreibt Sophia Hardt. „Außer- dem haben wir aus den Themenfeldern Inhalte heraus- gesucht, die die Schüler selbst für ihre Ausbildungszeit verwenden können: Worauf kommt es beim Ausbildungs- vertrag an? Wie baut sich die Gehaltsabrechnung auf? Wie fange ich eine Steuererklärung an?“, fügt sie hinzu. „Wir wollen aus der Wirtschaft, aus der Technik Aspekte aufgreifen, mit denen man fürs Leben lernt!“, unterstreicht Nicole Arthen.

Nicole Mayer sieht noch einen anderen Vorteil von BÜA: „Wir werden generell viel mit



Nicole Mayer, Detlef Jadatz, Sophia Hardt und Nicole Arthen (von links) kommen von zwei verschiedenen Schulen, aber für BUA kooperieren sie eng und bereiten derzeit weitere Materialien zum Angebot vor. Foto: Schmalenbach

eine Orientierung schwieriger mache als in früheren Jahren. „Und es ist Fakt, dass in der Regel eigentlich beide Elternteile arbeiten gehen. Früher war mehr Zeit für Unterstützung durch die Eltern bei der Berufswahl.“

In der BÜA soll es „Profilgruppenunterricht“ geben: Soziales Lernen und Themen, die sonst im Unterricht zu kurz kommen, können darin aufgegriffen werden. Wie organisiert man seinen Tag? Wie kommt man mit Geld aus? Wie schließt man einen Vertrag? Im Mittelpunkt steht im Profilgruppenunterricht zudem die Berufsorientierung, die Suche nach einem Praktikum und einer Ausbildungsstelle sowie das Schreiben von Bewerbungen. Unterstützt wird das BÜA-Angebot durch sozialpädagogischen Betreuung.

nomischen Arbeitsplätzen, Informationen mit der Office-Software verarbeiten sowie geschäftliche Gespräche führen und dokumentieren werden vermittelt“, heißt es da weiter. Und man kann deutlich ablesen: Hier geht es ums „Machen“ in konkreten Anwendungssituationen, die denen an möglichen Ausbildungs- und späteren Arbeitsplätzen sehr

Wirtschaft und Verwaltung sind eine weitere Möglichkeit

ähnlich sind.

„Starte deine Zukunft in der Metalltechnik“, heißt die Überschrift eines weiteren BÜA-Flyers. Dieses Berufsfeld stellt ebenfalls eines der zehn dar, aus denen die Schüler wählen können. „Metallberufe gehören zu den gefragtsten Ausbildungsrichtungen“, er-

haltspunkt, um sich zu orientieren, was beispielsweise im Schwerpunkt Lagerlogistik auf einen Azubi zukommt.

Nun existierten zuvor auch schon Maßnahmen zur Berufsorientierung. Das Besondere an BÜA jedoch ist, dass es die neue Kooperation der PPC mit der FDS gibt. Und damit zugleich die Bereiche Wirtschaft und Technik miteinander verbunden werden. „Es gibt im wahren Leben ja ebenso diese Überschneidungen“, verdeutlicht Nicole Mayer und erzählt das Beispiel eines jungen Mannes, der zwar zunächst Kfz-Mechatroniker gelernt hat, dann jedoch als Automobilkaufmann in den Vertrieb ging. „Und es gibt zahlreiche vergleichbare Überschneidungen, beispielsweise den Wirtschaftsinformatiker“, ergänzt Nicole Arthen. „Und in jedem Beruf braucht

Technik arbeiten; wir gehen viel in PC-Räume oder arbeiten mit Tablets. Ganz viele Schüler, so ist zumindest meine Erfahrung, die haben zu Hause kein weiteres Gerät außer dem Smartphone! Da haben die dann schon ein Problem, eine Bewerbung zu schreiben. Klar: das kann man auch über eine App machen, aber richtig zu formatieren, ist praktisch unmöglich am Handy.“

BÜA: Klingt alles ein wenig kompliziert? Ist es nicht – nur unerreicht vielfältig sowie für verschiedenste Interessen konzipiert. Und eine Einladung, sich die „Rosinen herauszupicken“, eigene Vorlieben in den Vordergrund zu rücken und sich nach Belieben am neuen Angebot zu bedienen, das es im Schuljahr 2027/2028 erstmals an der Dessauer und der Cahensly geben wird.



Einer der bei BUA wählbaren Schwerpunkte ist die Elektrotechnik... Foto: ArGe Medien im ZVEH



...ein anderer die Lagerlogistik, die die Kooperation ebenso „zum Ausprobieren“ vorstellt. Foto: Adobe

Sich verwirklichen, kreativ sein

WEISS-BLAUE RAUTEN FÜHREN 24-JÄHRIGE ELZERIN IN DIE SCHREINEREI SCHAEFF

In jenem Landstrich, aus dem Iris Schaeff stammt, nennt man Tischler Schreiner. Die alte Heimat der Bayerin liegt etwa 20 Kilometer östlich von München. Seit 18 Jahren jedoch ist Limburg an der Lahn das Zuhause der Schreinerin. „Wegen des Mannes“, wie sie schmunzelnd sagt. In der Domstadt im hessischen Westen führt die Handwerksmeisterin eine im besten Sinne kleine, aber feine Tischlerei. Diese ist der Lehrbetrieb der 24-jährigen FDS-Schülerin Nele Schilling, die sich nach den Sommerferien im zweiten Jahr ihrer dualen Ausbildung befindet.

Im Logo auf dem vor der Werkstatt stehenden Firmenfahrzeug erinnern weiß-blaue Rauten, wie sie in einer der beiden Varianten der Landesflagge des Freistaates vorkommen, an die Herkunft der Betriebsinhaberin. Nur wenige Meter weiter ragen zwei mannshohe, selbstverständlich hölzerne Vogelhäuser aus der Wiese empor, auch sie mit dem bayerischen Rauten-Look verziert. Den dürften Fußballfans aus dem Wappen des FC Bayern München kennen.

Drinne in der Werkstatt ist Nele Schilling gerade gemeinsam mit ihrer Chefin dabei, einige lange Schraubzwingen abzunehmen, mit denen ein Möbelstück während der Trockenphase des Leims zusammengehalten worden ist.

„Die finden das alle cool“, antwortet Nele nebenbei, danach gefragt, was ihr Freundeskreis über ihre Berufswahl denke. Zuvor hatte die aus Elz

Stammende eine Ausbildung in einem anderen Bereich absolviert. Doch spätestens nach einem zweiwöchigen Praktikum bei Iris Schaeff im vergangenen Oktober stand für die Fachabiturientin fest, Tischlerin werden zu wollen. Sie möge die Optik, den Geruch von Holz, unterstreicht die Auszubildende. In gewisser Weise „vorbelastet“ ist sie, was das Gewerk angeht, außerdem, denn ihre Mutter ist ebenfalls Schreinerin.

Bei Iris Schaeff gibt es gleichermaßen einen familiären Bezug zum Werkstoff Holz und zum Schreinerhandwerk. Ihr Urgroßvater, ihr Großvater, ihr Vater: sie alle waren Schreiner! „Dass ich meinerseits in diese Richtung gehe, wollte mein Va-

Familiärer Bezug

ter allerdings nicht“, erzählt die Unternehmerin, „meine Mutter schon gar nicht!“

Doch abhalten konnten die Eltern die Tochter nicht. „Ich habe mindestens 15 ‚Hinterhof-Schreinereien‘ im Osten Münchens selbst abgeklappert – ich selbst, ohne Eltern.“ Das sei heute vielfach anders, da würden Vater und Mutter vorsehen bei einem möglichen Ausbildungsbetrieb. In dem von Iris Schaeff gibt es stets Lehrlinge. Sie will jungen Menschen den Weg ebnen, den sie selbst gegangen ist. Auszubildende, die Schaeff einstellt, haben vorher zumeist ein Praktikum bei ihr absolviert.

Die Limburger Schreinerei erledigt auch Aufträge außerhalb der Stadtgrenzen, der Tätigkeitsschwerpunkt liegt im Innenausbau. Fensterbau bietet



Nele arbeitet mit ihrer Chefin an der Plattensäge. Auch in so einer vergleichsweise kleineren Schreinerei sind computergesteuerte Maschinen heute nicht mehr wegzudenken. Fotos: Schmalenbach

der Betrieb hingegen nicht an, doch dafür viel Individuelles vom maßgefertigten Einbauschränk bis zur kompletten Holzterrasse. Neben der Chefin sind drei weitere Beschäftigte Teil des ausgesprochen jungen Teams.

Zu diesem gehört auch Janis Hamme. Der Dauborner hat ebenfalls die Ausbildung bei

Schaeff absolviert und ist seit August im zweiten Gesellenjahr. Er sei froh, sagt er, die Ausbildung inzwischen beendet zu haben: „Denn es macht Spaß, Sachen eigenverantwortlich zu machen!“ Wie seine Kollegin Nele schätzt er ebenso den Holzgeruch und die einmalige Optik. „Jedes Stück Holz ist individuell. Wenn man das aushobelt und da kommt ein schönes Bild raus – das ist phantastisch!“, schwärmt der Tischler.

Bis Nele soweit ist, dass sie ihre Gesellenprüfung ablegen kann, wird sie weiter bei Iris Schaeff sowie in der Friedrich-Dessauer-Schule lernen (siehe auch Seiten 4 & 5). Die Schulbank drückt sie in der einen Woche zwei Tage lang, in der Folgewoche geht es für einen Tag aus der Werkstatt ins Klassenzimmer. Praxis und Theorie eben, so wie es das bewährte System der dualen Ausbildung in Kombination ermöglicht.

Was gefällt ihr mehr: das Arbeiten im Betrieb oder das Lernen in der Schule? „Beides macht Spaß“, entgegnet die Auszubildende. Den Wechsel zwischen diesen beiden Ausbildungsstätten möge sie. „Ich muss sagen, dass bei meiner Ausbildung bisher alles so ist, wie ich es mir vorgestellt habe – ich habe bisher noch keine Zweifel an meiner Berufswahl gehabt!“

Iris Schaeff hat die Schreinerei, in der sich die 24-jährige Elzerin seit Januar 2025 auf ihren Beruf vorbereitet, 2007 übernommen. „Nur durch Zu-

fall“, beschreibt Schaeff rückblickend. Letztlich sei der Hinweis des Steuerberaters ihres heutigen Mannes auf eine Betriebsübernahmemöglichkeit ursächlich dafür gewesen. Während andere Schreinereien sehr spezialisiert sind und etwaigen Lehrlingen nur Ausschnitte des Handwerks zeigen können, etwa ausschließlich Fenster- oder Türenbau, ist Iris Schaeff recht universell unterwegs. Gerade der Möbelbau sei nicht mehr in allen Schreinereien zu Hause, erklärt sie.

Der Betrieb geht mit der Zeit, längst sind ein vertikales CNC-Bearbeitungszentrum, das fräst und bohrt und nuten kann, oder eine große Plattensäge angeschafft worden. „So etwas gab es früher nicht“, erläutert die Chefin. Nele findet die in ih-

Fräsen und bohren mit CNC

rem Ausbildungsbetrieb vorhandene Technik „cool, weil man viel damit machen kann und sie sehr genau ist! Auch wenn ich nicht so der Computer-Nerd bin“, zwinkert sie.

Auch sonst habe sich in ihrem Berufsfeld eine Menge verändert, er, meint Iris Schaeff und zeigt Nele ein Beispiel: Am Anfang ihrer Ausbildung habe es noch keine verstellbaren „Topfbänder“ gegeben, jene Art von Möbelscharnieren also, wie sie die Limburger Schreinerinnen gerade in einem Waschtisch verbaut haben, der kurz vor seiner Fertigstellung steht. Mit der fortschreitenden Technisierung

gehen gleichwohl Anforderungen an Ausbildungsinhalte im Betrieb einher: Es sind diverse Maschinenkurse zu besuchen, von der Bandsäge über den Hobel bis zum Abrichter, verdeutlicht die Meisterin.

Wie in anderen Wirtschaftszweigen, so haben sich im Tischlerhandwerk die Materialkosten ebenso drastisch nach oben entwickelt. Der Preis für eine vielfach verwendete „Multiplexplatte“, gibt Iris Schaeff ein Beispiel, habe sich innerhalb der letzten drei bis vier Jahre verdoppelt.

Was bei der Lehrherrin, wie man einst formulierte, und der Auszubildenden trotz etlicher Veränderungen in ihrem Handwerk gleich geblieben ist, das ist die Motivation, handwerklich mit Holz zu arbeiten: Nele schildert, dass sie den Mix aus der Arbeit in der Werkstatt und Montage vor Ort beim Kunden mag. „Und wenn man am Ende da steht und alles ist eingebaut, ist man auch stolz!“ „Wenn man sieht, was wir aus ein paar Brettern machen!“, nickt ihre Chefin zustimmend. Beide schätzen es sehr, wie sie ausführen, dass man in ihrem Beruf sieht, was man schafft.

Apropos sehen: Dass Nele sich die Schreinerei von Iris Schaeff als möglichen Ausbildungsbetrieb ausgesucht hat, das lag, neben Recherchen im Internet, vor allem daran, dass sie deren Firmenfahrzeug häufiger im Stadtbild gesehen hatte. Das mit den weiß-blauen, bayerischen Rauten im Logo.

Henk van Heerden



Iris Schaeff (Mitte), Janis Hamme und Nele Schilling müssen lachen: Ein bisschen „bayerischer Rauten-Look“ muss auch an der Lahn sein. Mit den Vogelhäusern erinnert die Betriebsinhaberin an ihre Herkunft.



„Derzeit würde ich aufgrund der Erfahrungen im Ausbildungsbetrieb sagen, dass ich später gerne in den Möbelbau möchte“, schildert Nele.



Iris Schaeff setzte sich über die elterliche Meinung hinweg und ergriff ihren Traumberuf. Seit 2007 führt sie den eigenen Betrieb in Limburg.



Die Meisterin erklärt der Auszubildenden den Vorteil der verstellbaren Topfbänder, die es in ihrer Lehre noch nicht gab.

Manchmal reicht ein einziger Satz

AUSBILDUNGSBEGLEITERIN SUCHT NACH LÖSUNGEN, UM ABBRUCH ZU VERHINDERN

Die Erfolgsquote ihrer Beratung liege bei 86 Prozent, schildert Anne Okereke. Das gebe ihr die Kraft, sich immer wieder um Auszubildende zu kümmern, die Sorgen, Probleme, Kummer unterschiedlichster Art haben – und ihre duale Ausbildung darum abbrechen wollen. „Wobei Erfolg bedeutet, dass es gelingt, den Abbruch abzuwenden oder aber gemeinsam eine Alternative zu finden“, erläutert Okereke. Die Ausbildungsbegleiterin bietet für die rund 2.000 Schüler aller drei Limburger Berufsschulen regelmäßige Sprechstunden an, so auch in der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS).

Stress im Privatleben, Probleme mit Kollegen im Ausbildungsbetrieb, mangelnde schulische Leistungen: Die Gründe, warum ein Azubi seine Lehre auf einmal nur noch als Belastung empfindet und sie nicht mehr fortsetzen mag, können vielfältig sein, berichtet Anne Okereke. Für die Unterstützung von Auszubildenden zum Beispiel durch sie (oder ebenso alle Lehrer sowie Schulsozialarbeiter Florian Will) sieht sie

Die Gründe für einen Ausbildungsabbruch können vielfältig sein

darum einen großen Bedarf. „Die Ausbildungsabbrüche haben einen erneuten Rekordstand erreicht, drei von zehn Auszubildenden lösen ihren Ausbildungsvertrag vorzeitig auf“, bestätigt der „Ausbildungsreport 2025“, herausgegeben vom Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbunds, Abteilung Jugend und Jugendpolitik.

An der Adolf-Reichwein-Schule, der Peter-Paul-Cahensly-Schule und selbstverständlich der Friedrich-Dessauer-Schule ist Okereke an mindestens einem festen Tag in der Woche präsent. „Immer dann, wenn das erste Ausbildungsjahr da ist“, führt sie aus. Aber jeder Schüler, der im Landkreis Limburg-Weilburg lebt, arbeitet oder eben zur Schule geht, könne in jede der drei Schulen zur Beratung kommen. Ebenso führt Anne Okereke die vertraulichen Gespräche auf Wunsch per Videochat oder Telefonat. Grundsätzlich erreichbar per E-Mail und „WhatsApp“ ist sie ohnehin.

Geschätzt ein Drittel ihrer Beratungen dreht sich um Probleme, die im Zusammenhang mit nicht ausreichenden Sprachkenntnissen stehen. 48 Prozent der Menschen, die die Ausbildungsbegleiterin um Rat fragen, haben einen Migrationshintergrund. Viele Azubis, beschreibt Anne Okereke, kommen mit einem Ausbildungsvertrag nach Deutschland. Es ist dazu gedacht, hierzulande eine qualifizierte Berufsausbildung zu absolvieren oder sich einen Ausbildungsplatz zu suchen. „Und trotz B1-Zertifikats ist Sprache oft ein Thema“, sagt die Fachfrau. (Anm. d. Red.: Dieses Zertifikat bescheinigt das „Niveau B1“

Vielfach sind mangelnde Sprachkenntnisse eine Ursache für Probleme

des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen.)

Ein weiteres Drittel der Themen, mit denen Azubis zu ihr kommen, so meint die bei der Limburger „Gesellschaft für Ausbildung und Beschäftigung mbH“ (GAB) Angestellte, be-

treffe die Suche nach Möglichkeiten zur Nachhilfe. „Und natürlich sind immer wieder private Probleme ein Thema – von Geldsorgen über Kummer mit der Freundin bis zum Streit mit den Eltern.“

Eine intensive Netzwerkarbeit helfe ihr, den Auszubildenden weitergehende Unterstützungsangebote zu vermitteln. Zu den Kooperationspartnern gehörten beispielsweise das Bildungswerk der Hessischen Wirtschaft, die Bundesagentur für Arbeit oder „Asa flex“, die „Assistierte Ausbildung flexibel“.

Gute Erfahrungen hat Anne Okereke mit „VerAplus“ gemacht: In diesem vom „Senior Expert Service“ getragenen Konzept stehen ehrenamtlich arbeitende Senioren bereit, die nach ihrem aktiven Berufsleben Jüngeren helfen wollen. „In Limburg gibt es zehn, die stets rund 20 Azubis betreuen“, erklärt Okereke. „Sie arbeiten mit ihnen zum Beispiel Unterrichtsstoff auf, begleiten sie auf Wunsch bis zur Prüfung – völlig kostenlos für die Auszubildenden.“

Kostenlos und unverbindlich: Was klingt wie das Kleingedruckte in einem Verkaufsprospekt, ist das eiserne Prinzip



Viele Schüler kommen aus eigenem Antrieb oder nach einem Hinweis ihrer Lehrer zur Beratung. Fotos: Schmalenbach



Wer möchte, kann mit Anne Okereke telefonieren, anstatt sie aufzusuchen.

der Arbeit der Ausbildungsbegleiterin. Für die Ratsuchenden fallen niemals Kosten an; im Gegenteil, Anne Okereke hilft dabei, nötigenfalls finanziellen Hilfen zu eröffnen. „Wenn jemand zu Hause rausfliegt und sich eine Wohnung suchen muss, für die die Ausbildungsvergütung nicht aus-

Die Beratung ist freiwillig und kostenfrei

reicht, mag der Gedanke naheliegen, die Ausbildung zu schmeißen und Vollzeit arbeiten zu gehen. Vielleicht können wir einen Minijob zusätzlich zur Ausbildung finden, um das zu lösen“, gibt die Begleiterin ein Beispiel.

Anne Okereke sieht es als großen Vorteil, dass sie weder beim Betrieb des Azubis noch dessen Berufsschule angestellt sei, keine Erwartungen Dritter erfüllen muss: „Mit mir kann man reden – und ich sage es nicht weiter!“ Ebenso sei es hilfreich, von der GAB zu kommen: Die Gesellschaft kann in Krisensituationen mitunter ihrerseits konkrete Hilfsangebote machen, sie verfügt über eigene Metall-, Elektro- und Holz-Werkstätten sowie den Bereich Lager/Logistik und bietet Praktika an. „Und gegebenenfalls anschließend eine außerbetriebliche Ausbildung“, sagt Okereke.

Beruf. Denn viele 15- oder 16-Jährige wüssten heute noch nicht, was sie wirklich einmal machen wollen – und stellen in der Lehre fest, dass der gewählte Beruf für sie nicht passt. Trotz vorheriger Praktika und aller Berufsorientierung. „Es gibt inzwischen einfach wahnwitzige Spezialisierungen“, kommentiert die Ausbildungsbegleiterin. Da sei es schwer, sich vorab einen Überblick zu verschaffen.

Auf der anderen Seite sei es so, dass manche Azubis es als normal betrachten, testweise zwei oder drei verschiedene Ausbildungen anzufangen. „Wir von unserer Perspektive sehen den Ausbildungswechsel oder -abbruch als Krise an“, betont Anne Okereke. „Einige Azubis sehen so eine Situation jedoch keineswegs als Krise an.“ Und der Satz „Ich will hier weg, und zwar sofort!“, falle zuweilen recht schnell, wenn es auf dem Weg zum erfolgreichen Abschluss zwischendurch mal hake.

Gleichwohl räumt die Fachfrau ein, dass es auf Seiten der

Betriebe „schwarze Schafe“ gebe: „Wenn ein Auszubildender geschlagen wird, geht das nicht!“, verdeutlicht sie, „da würde ich auch zureden, zu wechseln.“ Andere wiederum warteten zu lange, bis sie signalisieren, dass in der Lehre vielleicht nicht alles glatt läuft: „Manchen sagen erst dann etwas, wenn sie die Probezeit überstanden haben, weil sie sich vorher nicht trauen. Danach kommen plötzlich Schwierigkeiten hoch wie ‚Eigentlich muss ich die ganze Zeit immer Überstunden leisten.‘“

Man sieht schon: Es gibt nicht DAS eine Problem bei den Azubis, die über einen Abbruch nachdenken. Ebenso wenig gibt es den typischen Azubi, nicht einmal dem Alter nach: Vor Anne Okereke sitzen zuweilen auch über 30-Jährige, die vorher anders orientiert waren und erst mit einem etwas höheren Lebensalter eine duale Ausbildung aufnehmen. Oder deren Abschluss aus einem anderen Land nicht anerkannt wird.

Eine Entbürokratisierung

und damit Erleichterung der Abläufe für die Anliegen von Auszubildenden wäre etwas, das ihre Arbeit deutlich unterstützen könnte, meint Anne Okereke. Sie denkt an Zeit und Kraft kostende Dinge wie die nach ihren Worten komplizierte (und für Auszubildende und ihre Eltern allein oft nicht leistbare) Beantragung von Berufsausbildungsbeihilfen und Ähnliches. Gäbe es zudem weitere Unterstützungsmaßnahmen für kleinere und mittlere Betriebe, um Auszubildende aus dem Ausland zu integrieren, würde das nach ihrer Beobachtung nicht nur den Azubis selbst, sondern ebenso den Unternehmen und damit der vom Fachkräftemangel gebeutelten deutschen Wirtschaft nützen.

Ihre eigenen Arbeitsbedingungen bewertet Okereke als gut. „Ich bin zufrieden und fühle mich in den Schulen gut aufgenommen“, erzählt sie. Doch beim Thema Nachhilfemöglichkeiten sieht sie ebenso Verbesserungsbedarf: „Jemand sitzt vor mir, wir sprechen durch, was Nachhilfe bewirken und wie sie einen Konflikt auflösen könnte, ich rufe irgendwo an und frage nach einem Platz für den Azubi – und dann heißt es: ‚Wartezeit drei Monate...‘“ Die handelnden Personen vor Ort können nach ihrer Einschätzung indessen nichts dafür, „da fehlen einfach die Gelder!“, meint die Begleiterin.

„Da fehlen einfach die Gelder“

Umgekehrt gebe es Momente, die sie frustrierend finde, „wenn ich Nachhilfetermine organisieren konnte und jemand erscheint dann nicht... Zum Glück sind das Einzelfälle!“

Viel häufiger gelinge es, dass die Ausbildung nach zwischenzeitlichen Zweifeln doch fortgesetzt und schlussendlich mit gutem Erfolg als Karrieregrundlage beendet werde. Manchmal sei es vielleicht nur ein einzelner Satz gewesen, der einen jungen Menschen zum Umdenken bewegt hat. „Und offenbar müssen sich manche einfach nur mal aussprechen“, hat Anne Okereke beobachtet.

Reichlich Gelegenheit dazu bietet sie an der FDS immer montags von neun bis zwölf Uhr und von 12.30 bis 16 Uhr im Raum B206. (Oder nach individueller Terminvereinbarung.)



Die Themen, die Anne Okereke mit Auszubildenden bespricht, sind sehr vielfältig. Fotos: Schmalenbach

Am liebsten draußen

ELIAS HÖLZ HAT SICH IM „GOLDENEN GRUND“ FÜR DEN HEIMISCHEN HOF VORBEREITET

Nach 36 Monaten dualer Ausbildung als Landwirt wird man Geselle – wie in handwerklichen Berufen auch. „Man kann danach ebenfalls einen Meister oder seinen Techniker machen“, schildert Elias Hölz. „In Hessen hat man ein- bis zweimal die Woche Schule.“ Die, die er selbst in den zurückliegenden Jahren besucht hat, befindet sich mit der Adolf-Reichwein-Schule in Limburg, in direkter Nachbarschaft zur Friedrich-Dessauer. Vielleicht gerade einmal sechs, sieben Kilometer südöstlich der Beruflichen Schule des Landkreises Limburg-Weilburg entfernt, gelangt man auf das Bergerfeld in Niederbrechen. Dort ist seit 1958 der „Lindenhof“ zu Hause, ein Aussiedlerhof, wie es sie in (West-)Hessen zu Dutzenden gibt. Dort hat Elias Hölz den praktischen Teil seiner Ausbildung absolviert.

Hinter dem Wohnhaus steht zwar eine Linde, der ursprünglich namensgebende Baum jedoch ist seit zehn Jahren nicht mehr vorhanden. Hauptbetriebszweig ist die Milchproduktion. 300 Kühe werden dafür gehalten. 4,1 Prozent Fett hat die Milch vom Lindenhof, erwirtschaftet werden im Jahr etwa drei Millionen Kilogramm davon. Außerdem betreibt der Bauernhof eine Biogasanlage, die die Hinterlassenschaften der Kühe verwertet und zu Strom macht. Ungefähr 200 Hektar Acker- und Grünland wollen ebenso bewirtschaftet werden, für die Futterproduktion, aber genauso zum Weizenanbau, der als Brotgetreide verwendet wird. Mais und Raps erntet der Betrieb der Familie Hölz ebenfalls.

Es ist ein „typischer“ Aussiedlerhof, der Ende der 1950er-Jahre an seinen heutigen Platz gebracht wurde. Den Vorläufer-

lie Höhler und davor in einem anderen Betrieb. „Dort habe ich aber aufgehört und bin hierher gewechselt“, sagt er, während er mit seinem Chef bei einem Hofrundgang den Betrieb vorstellt. Zwischen- und Abschlussprüfung, ebenfalls mit Theorie- und Praxisteil, gehören zu dieser Ausbildung ebenso dazu wie beim Tischler oder Bäcker.

Vater und Mutter von Jan Höhler sind im Betrieb, seine Freundin arbeitet da und dort

trieb: Fällt er genau auf die Woche, in der Ernte ist, ist das nicht so günstig!“

Wenn für ihn Vorbereitungen zum Beispiel für Klassenarbeiten anstanden, habe er auf

Unterstützung erfahren

dem „Lindenhof“ stets Unterstützung erfahren, erzählt Elias. „Ich konnte immer zu meinem Chef gehen, der Chef ist offen. Und man kriegt zusammen im-

der des Lehrbetriebs vergleichbar.

Auf dem „Lindenhof“ sei der Arbeitsablauf im Sommer wie Winter ähnlich, da der Hauptarbeitssektor die Tierhaltung ist, erläutert Jan Höhler. „Der Arbeitstag fängt – losgelöst von der Frage, wann welcher Mitarbeiter beginnt – viertel nach fünf, halb sechs bei uns an und ist fertig um halb sieben, sieben“, schildert er. Das Melken startet und be-

schützt selbst“, führt Höhler an. Somit bekommen die Azubis in ihren drei Jahren viele Bereiche mit, betont er.

„Dieses Rundum“, antwortet Elias auf die Frage, was das Schönste an seinem Beruf sei, soweit er ihn bisher kennengelernt hat. „Tiere, Feld, die Abwechslung, draußen arbeiten – ich könnte nicht den ganzen Tag im Büro sitzen! In der Landwirtschaft bist du immer draußen, jeden Tag.“



Der „Lindenhof“ liegt im „Goldenen Grund“ auf der Gemarkung Brechen. Fotos: Schmalenbach

mit, hat aber eigentlich eine andere Stelle, so wie die Schwester Höhlers. „Aktuell haben wir drei Azubis, vier Festangestellte und eine Teilzeitkraft.“ (Anm. d. Red.: Der Hofbesuch fand im Juni 2025 statt.) Bei den Lehrlingen sei die Einsatzplanung zuweilen nicht immer ganz einfach: „Der eine hat montags Berufsschule, der andere mittwochs, der dritte freitags. Dann wieder hat einer mal Zusatz-

mer etwas auf die Beine. Aber wenn du dich mit deinem Chef nicht gut verstehst, kann es schwierig werden, die betrieblichen Belange mit den schulischen Erfordernissen zu kombinieren.“

„Betrieb!“, mache mehr Spaß als Schule, lacht Elias, darauf angesprochen, „das Praktische liegt mir und vielen anderen mehr als die Theorie“, so der frischgebackene Geselle,

schließt jeden Tag. Zwischendurch müssen Kälber gefüttert werden, Einrichtungen wie die Tränken auf Funktionstüchtigkeit überprüft werden und viele Dinge mehr. Die meisten Arbeiten auf dem Feld erledigen die Leute vom „Lindenhof“ noch selbst, von zwei, drei Ausnahmen wie der Aussaat oder Mähdrusch abgesehen. „Ansonsten machen wir die Bodenbearbeitung oder den Pflanzen-



Mehr als 300 Tiere müssen Tag für Tag versorgt werden.

Jetzt, nach seiner Ausbildung in Limburg und in Brechen im „Goldenen Grund“, will Elias Hölz ein Jahr lang daheim bei seinen Eltern arbeiten. „Weil ich anschließend in Darmstadt-Griesheim meinen Techniker machen möchte! Für den sind aber zum einen der Gesellenbrief und zum anderen ein Jahr praktische Arbeit Voraussetzung.“

Offiziell wird die Zusatzausbildung abgeschlossen mit dem „staatlich geprüften Betriebswirt der Fachrichtung Agrarwirtschaft“. Der entsprechende Fachschulunterricht

Aber wenn man einen Betrieb in Zukunft weiterführen will, reicht der Gesellenbrief einfach nicht. Durch den Techniker steigert sich das Wissen noch einmal immens.“ Und es sei schon sein Ziel, den elterlichen Hof in Weinheim eines Tages zu übernehmen, sagt Elias Hölz. „Die Büroarbeit hat in der Landwirtschaft Einzug gehalten. Dazu lernst du aber in der Berufsausbildung nicht genug – da geht es um die Arbeit auf dem Feld und im Stall.“

Aber, wie hatte Elias gesagt? Die ist ihm ja eh am liebsten.



In der Landwirtschaft sind viele theoretische Grundlagen gefragt. Jeder Boden habe Parameter wie die „nutzbare Feldkapazität“, erläutert Elias (links), während er mit seinem Chef Jan Höhler Weizen kontrolliert.



Die Pflanzenschutzspritze ist Thema im Berufsschulunterricht von Elias Hölz gewesen. Alleine mit dem Gerät arbeiten darf er erst mit Gesellenbrief und einem entsprechenden Sachkundenachweis.

betrieb gründeten die Ur-Großeltern von Jan Höhler, einst war er in Niederbrechens Schulstraße angesiedelt. Das Wohnhaus aus jener Zeit ist dort weiterhin zu finden, an einen landwirtschaftlichen Betrieb erinnert im Ort an der Stelle aber nichts mehr.

Die Hofstelle des heutigen „Lindenhofs“ liegt im „Goldenen Grund“. So nennen die Einheimischen den etwa 32 Quadratkilometer großen Naturraum zwischen Limburg und Bad Camberg. Er gilt als klima-

Lössablagerungen

tisch begünstigt und zeichnet sich durch gute Böden aus, die Lössablagerungen aus der Eiszeit hinterlassen haben.

Jan Höhler ist Juniorchef auf dem „Lindenhof“ im „Goldenen Grund“ und stets ein Ansprechpartner für Elias Hölz gewesen. Er war von November 2024 bis August 2025 bei Fami-

unterricht...“, beschreibt Höhler Gabe es mit der Reichwein nicht die Möglichkeit, die entsprechende Berufsschule in Limburg zu besuchen, hätte der junge Landwirt Elias zum Beispiel nach Butzbach, Alsfeld oder Fulda ausweichen müssen (weitere bestehen in Bebra, Fritzlar und Dieburg). Im Unterricht werden Begriffe wie „Bodenhorizonte“ erarbeitet, „man lernt alles rund um die Kuh, zum Pflanzenschutz und vieles mehr.“, berichtet er.

„In Limburg gehen auch einige Auszubildende in der Landwirtschaft aus Rheinland-Pfalz zur Reichwein-Schule“, fügt Jan Höhler an. „Die haben Blockunterricht und müssten eigentlich bis nach Bad Kreuznach, auch wenn sie ihren Betrieb in Diez haben. Darum ist es praktisch, dass sie hier im viel näheren Limburg an die Schule können. Blockunterricht passt ohnehin nicht gut zu einem landwirtschaftlichen Be-

der seine Ausbildung im August planmäßig beenden konnte. Die Arbeit, das Leben auf dem Land kennt Elias Hölz von klein auf. „Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen“, sagt er, „deswegen habe ich mich dafür entschieden, die Ausbildung zum Landwirt aufzunehmen“ – obwohl in der Landwirtschaft nicht wenige einen sorgenvollen Blick in die Zukunft richten: zu geringe Milchpreise, immer mehr Verordnungen und Zwangsstatistiken, ausländische Billigkonkurrenz mit unter Wert verkauften Importlebensmitteln.

Der elterliche Betrieb daheim, der „Elkenhof“ in Weinbach, ist ebenso ein Aussiedlerhof wie Elias' Ausbildungsstätte, wurde 1960 von Blesensbach an die heutige Hofstelle verlegt, da die zuvor bewirtschafteten Flächen für ein auskömmliches Leben im Vollberuf nicht mehr ausreichten. Die Struktur des Hofes ist mit



Das Futter zu überprüfen (hier Silage), ist eine wichtige Aufgabe im auf die Milchproduktion ausgerichteten Betrieb.



Elias Hölz will sich weiter qualifizieren, um den elterlichen Betrieb fortzuführen zu können.

findet ganzjährig über einen Zeitraum von zwei Jahren statt. „Vom Qualifikationsniveau her wird der Abschluss mit dem Meister und Bachelor gleichgesetzt“, unterstreicht Jan Höhler. Schreckt die Vorstellung, abermals für zwei Jahre auf die Schulbank zu müssen, wo er die zurückliegenden drei doch gerade erst abgeschlossen hat, nicht ab? „Nee – irgendetwas muss ich machen! Ob ich jetzt in drei Jahren in Teilzeit meinen Meister mache oder die zwei Jahre die Vollzeitschule.

Badelatschen aus dem Drucker

FEUER UND FLAMME, WENN DAS WERKSTÜCK MILLIMETER FÜR MILLIMETER WÄCHST

Heute geht es um den seit einigen Jahren immer häufiger genutzten 3D-Druck. Wie funktioniert das Verfahren überhaupt? Was kann man damit tun? Wo sind die Grenzen der noch jungen Technik? Was ist die größte Fehlerquelle? Es sind Fragen wie diese, die das vor gut zwei Jahren eröffnete FabLab an der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS) behandelt.

Die Abkürzung ist erklärungsbedürftig: „FabLab“, das stehe für „Fabrikations Labor“, erläutert Stefan Laux. „Es ist ein Ort, an dem Menschen aller Altersgruppen und Hintergründe zusammenkommen können, um kreative Fähigkeiten zu entwickeln und um ihre Ideen in die Realität umzusetzen. Das ‚FabLab‘ ist mit modernster Technologie und Werkzeugen ausgestattet, die den Schülerinnen und Schülern eine breite Palette an Möglichkeiten bieten: 3D-Drucker, Laserschneider, CNC-Fräsen und vieles mehr. Damit lassen sich computergesteuert individuell geplante Produkte herstellen“.

Ort der Zusammenarbeit

sagt Laux. „Die Besucher haben Zugang zu diesen Werkzeugen und können damit die unterschiedlichsten Dinge anfertigen. Das ‚FabLab‘ ist aber mehr als nur eine Werkstatt. Es ist auch ein Ort des Lernens und der Zusammenarbeit“, führt der Schulleiter aus.

Marcel Zinzenko beschäftigt sich nun schon seit sicherlich acht oder neun Jahren mit 3D-Druckern. Aus seiner Erzählung geht hervor, dass er daheim über einen gewissen Maschinenpark verfügen muss und in der Freizeit viel mit den Geräten, zugehörigen CAD-Konstruktionen und benötigten Software-Anwendungen Erfahrungen sammelt. Zinzenko unterrichtet an der FDS in der Elektrotechnik und dem Fach Politik. Außerdem betreut er das „Limburger Modell“ in den achten und neunten Klassen anderer Schulen, die ins „FabLab“ kommen können, oder führt dort Einheiten mit der Berufsfachschule der FDS durch.

Angebote wie das heutige seien keine Pflichtveranstaltungen, unterstreicht der Pädagoge. Er mache seinen Lehrerkollegen Vorschläge, mit ihren jeweiligen Schülern einen Einblick im „FabLab“ zu gewinnen und dazu neue Technologien in den Lehrplan einzubauen. So seien schon Schüler der Baugrundstufe dagewesen, die mit dem 3D-Drucker ein ganzes Haus-Modell produziert haben, berichtet er.

An diesem Morgen sind 17

Schüler, davon zwei Mädchen, da Zinzenkos Programm ist auf vier Stunden angelegt, es gibt viel Theoretisches vorab zu klären. Anschließend sollen die Schüler selbst 3D-Objekte am Computer konstruieren und zum Schluss natürlich als dreidimensionales Objekt auch ausdrucken können.

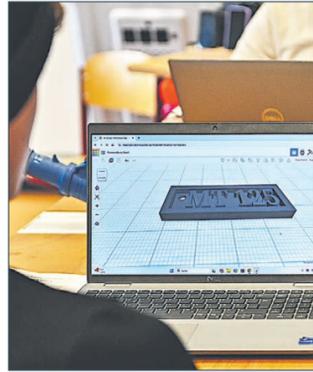
Es wird schnell sehr technisch, aber die FDS ist ja auch eine technische Berufsschule: Es geht um das „hot end“ der Geräte, die im Druckprozess benötigte Kühlung, das „Druckbett“ oder verschiedene Druckdüsendurchmesser. Auch die „Filamente“ – auf Spulen aufgewickelte Materialien, die der 3D-Drucker schmilzt und



Die im „FabLab“ zur Verfügung stehende, üppig ausgestattete Technik soll Berührungsängste nehmen. Fotos: Schmalenbach

daraus die Werkstücke produziert – werden ausführlich vorgestellt. Das am häufigsten genutzte, so lernen die Schüler aus den Bereichen Elektro- und Metalltechnik im ersten Jahr, sei PLA, ein 99-prozentiges, kompostierbares Maisstärkegemisch. An Filament, sagt Marcel Zinzenko, verbrauche die Dessauer immerhin 40 Kilo im Schuljahr.

„Wie teuer ist die Maschine?“, lässt er die Schüler schätzen. Es werden unterschiedlichste Beträge genannt. „Die hier, mit denen wir gleich



Mattes hat auf seine Plakette aus der gestellten Aufgabe „MT 125“ geschrieben: die Modellbezeichnung seines Traumtorrads.

arbeiten, liegen zwischen 500 und 600 Euro“, klärt der Lehrer auf. Gleichwohl gebe es in der Industrie Modelle bis in den siebenstelligen Bereich, ergänzt er, „meist sind wir da aber bei 5.000 bis 6.000 Euro.“

Acht von den kleineren 3D-Druckern stehen im „FabLab“ bereit, ein ebenso vorhandener, größerer Industriedrucker ist das neunte Gerät. Daneben gibt es in dem besonderen Labor eine Menge Technik mehr – von der Stickmaschine bis zur Lötstation. „Das ist der Gedanke des ‚FabLab‘: dass ihr die neuen Techniken mitbekommt, mit denen ihr später im Beruf vielleicht konfrontiert werdet“, betont Marcel

Zinzenko an die Schüler gerichtet.

Einer von ihnen ist Mattes. Mit einer Programmoberfläche für dreidimensionale Entwürfe verändert er eine zylindrische Vorlage solange, bis sie aussieht wie Amazons Sprachassistentin „Alexa“. Die Schüler haben eine halbe Stunde Zeit, die Software erst einmal spielerisch auszuprobieren. Das sei wichtig, verdeutlicht Zinzenko, denn auch bei „Digital Natives“, die mit der Computertechnik aufgewachsen sind, gebe es Ängste und Bedenken der digitalen Welt gegenüber.

Mattes kommt mit dem Programm allerdings auffallend gut zurecht. Ebenso wie seine Mitschüler Joel, Niklas und David, die mit ihm zusammensitzen, war er in der achten und neunten Klasse seiner früheren, allgemeinbildenden Schule im Rahmen des „Limburger Modells“ ein halbes Jahr lang einmal in der Woche im „FabLab“.

„Ich finde gut, dass wir das hier machen können – das ist mal was anderes, als immer etwas zu verkabeln“, sagt Joel, der Schüler in der Elektrotechnik ist. „Ich vermute schon, dass uns das später im Beruf begegnen wird“, fügt David an. Joel konstruiert eine Box, David ein Modell-Schloss. Mattes ist



Marcel Zinzenko diskutiert mit David (links) und Mattes (rechts) deren Konstruktionen im CAD-Programm.

unterdessen schon weit mit seiner „Alexa“. Marcel Zinzenko gibt dem Schüler den Hinweis, dass der 3D-Drucker nicht rund drucken könne, „sondern immer nur in X-, Y- und Z-Richtung“. Um dennoch näherungsweise einen Kreis hinzubekom-

men, „Slicer“: Mit diesem System werden die Konstruktionen der jungen Menschen in einzelne Ebenen („Slices“) zerlegt, aus denen der 3D-Drucker die Objekte Schicht für Schicht zusammensetzen muss. „Jede Linie ist das, was der Drucker

Feuer und Flamme, wenn sie ihr Werkstück am Ende im Drucker Millimeter für Millimeter wachsen sehen!“ Und darum, stellt der FDS-Lehrer heraus, gehe es im „FabLab“ ja immer wieder: Hemmungen abbauen, bevor die jungen Menschen im



Das sieht doch schon gut aus! Angelinas „Angie“-Plakette wächst Millimeter für Millimeter.

men, müssten darum weit über 100 kleinste Geraden so gedreht aneinandergereiht werden, dass unser Auge den Eindruck von „kreisrund“ bekommt. Das Konstruktionsprogramm hilft dabei.

Anders als die vier Jungs sind Angelina und Lilly zum ersten Mal im „FabLab“. Auch sie sind Elektrotechnikerinnen. Lilly entwirft auf dem Laptop vor sich einen Würfel.

„Ich finde das schon sehr cool, dass wir das mal machen. Weil es etwas ganz Neues ist“, hebt Angelina hervor. Sie gestaltet eine dreidimensionale Plakette mit ihrem Namen, die sie später mit dem 3D-Drucker herstellen möchte. Jordan, er

Cool, weil neu

sitzt Angelina und Lilly am selben Tisch gegenüber, lobt ebenso, dass es die Möglichkeit gebe, im „FabLab“ bisher unbekannte Einblicke zu gewinnen: „Nein, so etwas habe ich noch nicht gemacht, aber es ist interessant!“, meint er.

Später, nachdem die Schüler erst spielerisch die Konstruktionssoftware ausprobiert, anschließend versucht haben, die Vorgabe eines Arbeitsblattes mit der Technik umzusetzen – die die Konstruktion einer 15 mal 40 mal drei Millimeter messenden Plakette fordert, die auf allen Seiten einen gleichmäßigen Rand von zwei Millimetern aufweisen sowie in einer Ecke gelocht werden soll –, geht es mit der ganzen Gruppe an den

einmal abfahren muss“, deutet Lehrer Zinzenko auf den Bildschirm. Für eine Eichhörnchen-Figur aus der Maisstärke, die er exemplarisch zeigt, würde der Drucker rund 400 Runden à 0,2 Millimeter Linienstärke drehen müssen – was aber drei Stunden Zeit erforderte.

Stattdessen wird als erstes Angelinas Arbeit in die Realität übertragen. Sie hat „Angie“ auf ihre Plakette gesetzt, und deren Herstellung dauert nur acht bis zehn Minuten, was im Rahmen des Workshops machbar ist. Während die Schüler zwischendurch in der Pause sind, druckt der Drucker das Werkstück zu Ende.

„Die Schüler sind anfangs generell eher skeptisch, was die neuen Techniken betrifft“, beschreibt Marcel Zinzenko zum Schluss, „gerade bei CAD (Anm. d. Red.: „computer-aided design“). Aber dann sind sie

Beruf gezwungen sind, sich mit den digitalen Neuerungen der Arbeitswelt auseinanderzusetzen.

Schließlich werden seiner Auffassung nach auch im Handwerk entscheidende Veränderungen durch die weitere Technisierung erfolgen: „Wenn der Handwerker künftig ein Ersatzteil benötigt, ein Bauteil austauschen muss, dann wird er nicht mehr mit dem Büschen zum Fachgroßhandel fahren und es holen. Er wird es sich einfach passgenau selbst drucken“, erklärt Marcel Zinzenko. Kostengünstiger und nachhaltiger sei das außerdem.

Er selbst, schmunzelt er, habe daheim einmal neue Badelatschen gebraucht – und sich kurzerhand gedruckt. 19 Stunden je Fuß habe es gedauert und etwa 18 Euro pro Schuh gekostet.

Yvonne-Ina Feldger



Joel, Niklas, Mattes und David (von links) haben das „FabLab“ im Rahmen des „Limburger Modells“ schon mehrmals besuchen können und tun sich entsprechend leichter bei der Nutzung des CAD-Programms.



Noch sei der 3D-Druck in den Kinderschuhen, erklärt Marcel Zinzenko, während er mit den Schülern die Konstruktionen auf den „Slicer“ überträgt.

Angekommen in jeder Hinsicht

NACH SEINER FLUCHT AUS SYRIEN FAND HAMUDI AN DER FDS EINE PERSPEKTIVE

Wenn Hamudi von seiner Wohnung zum örtlichen Sportplatz der TSG Oberbrechen geht, grüßen vorbeifahrende Autofahrer und winken ihm immer wieder Bewohner des 1.900-Seelendorfes zu, das zur Gemeinde Brechen gehört. Für den ursprünglich aus Syrien stammenden, begeisterten Fußballer ist der grüne Kunstrasenplatz ein wichtiger Ort – sowohl wegen seiner Leidenschaft für den Ballsport als auch als Ort des Miteinanders, der sozialen Kontakte.

In Oberbrechen kennt und schätzt man ihn gleichermaßen, den hochbegabten Flügelspieler, der für die TSG in der Kreisoberliga Limburg-Weilburg aufläuft – für die Gelb-Schwarzen ist der Linksaußen nämlich ein echter Leistungsträger. Der Fußball war seit jeher die große Leidenschaft von Mohammed Amin Al Mohammad – so der vollständige Name des 28-Jährigen, den seit seiner Kindheit jeder nur „Hamudi“ nennt: „Ich bin schon immer Offensivspieler gewesen, der, der die Tore auflegt.“ Von früh auf, bereits mit fünf oder sechs Jahren, habe er barfuß auf der Straße gekickt. Das sei in seinem Geburtsland Syrien sehr üblich. Seit zwei Jahren ist Hamudi als Fachinformatiker bei der Deutschen Bank in Frankfurt

stein für seinen beruflichen Erfolg legte. Denn der war keineswegs selbstverständlich: Dass der Zugezogene in Hessen lebt und arbeitet, liegt an dem schrecklichen syrischen Bürgerkrieg, der vor zehn Jahren eskalierte und den jungen Kurden zwang, seine Heimat zu verlassen.

Mitte Oktober 2015, kurz nach seinem 18. Geburtstag, kam Hamudi im Zuge der damaligen Flüchtlingswelle in die Bundesrepublik. Gemeinsam mit seinem Bruder, einem Cousin und Freunden hatte er sich auf die Reise gemacht, kam über die Türkei und Österreich

Als Flüchtling nach Deutschland gekommen

nach Deutschland. Nach kurzen Aufenthalten in Düsseldorf und Gießen wurde die Gruppe schließlich der hessischen Gemeinde Brechen im Landkreis Limburg-Weilburg zugeteilt. „Die ganze Reise dauerte insgesamt zwei, drei Monate. Und seitdem wohne ich in Oberbrechen“, führt Hamudi aus.

Für den zielstrebigsten Kurden stand sofort fest, dass er sich in seiner neuen Heimat etwas aufbauen wollte – auch, wenn Hamudi, der in Syrien das Gymnasium besucht hatte, dafür praktisch bei Null anfangen musste. „Als ich hier an-

sofort ergriff – zumal er auf IT „schon immer Lust“ hatte!

„Im ersten Jahr habe ich den Hauptschulabschluss gemacht, im zweiten Jahr dann direkt den Realschulabschluss“, beschreibt der Fleißige seine Schullaufbahn an der FDS. Nach seinen jeweiligen Abschlüssen hatte er sich früh um Ausbildungsplätze bemüht, sei vereinzelt auch zu Bewerbungsgesprächen eingeladen worden. Doch es sollte „noch nicht hinhauen“.

Hamudi ließ sich davon nicht beirren, übte weiter fleißig die Sprache, absolvierte Praktika. „Und dann habe ich mich entschieden, an der Friedrich-Dessauer-Schule noch mein Fachabi mit dem Schwerpunkt Informatik zu absolvieren.“ 2020 erlangte er seinen Abschluss, und nun sollte es endlich mit der Lehrstelle „hinhauen“: Noch im selben Jahr trat er eine dreijährige Ausbildung zum Fachinformatiker für Systemintegration bei der Deutschen Bank in Frankfurt an. Die Berufsschule besuchte er in Hofheim am Taunus. 2023 schloss er die Lehre erfolgreich ab. „Und seit zwei Jahren und zwei Monaten bin ich nun bei der Deutschen Bank tätig“, schildert der Serviceanalyst. Was für eine Erfolgsgeschichte!

Der Unterricht an der FDS, insbesondere der große Praxisteil, sei eine ideale Vorbereitung auf seinen jetzigen Job gewesen, rekapituliert Hamudi dankbar. Aufgrund seiner eigenen Erfahrung rate er jedem, nach Höherem zu streben – und das müsse eben nicht immer ein Uniabschluss sein. „Wenn du die Möglichkeit hast, die Berufsschule zu besuchen, mach es! Ich empfehle, so lange, wie es geht, die Schule zu besuchen



Hamudi an seinem geliebten Fußballplatz: Der talentierte Offensivspieler ist in der TSG Oberbrechen nicht wegzudenken, war auch schon als Trainer der A- und B-Jugend im Einsatz.

und sich nebenbei auf dem Laufenden zu halten, Erfahrungen zu sammeln, sich zu beweisen.“ Und aus der Komfortzone herauszutreten: „Hätte ich schon direkt nach dem Realschulabschluss die Ausbildung begonnen, hätte ich definitiv Schwierigkeiten gehabt.“

In Deutschland fühlt sich Hamudi längst angekommen. „Oberbrechen ist meine zweite

Kontakt zum Sportverein

Heimat. Hier fühle ich mich sehr wohl. Ich bin super zufrieden“, freut sich der Informatiker. Mit einem Schmunzeln erinnert er sich, wie er vor zehn Jahren die ersten Tage im da-

mals in „herbstliches Grau“ gehüllten Oberbrechen erlebte: „Es ist sehr früh dunkel, du siehst keinen auf der Straße – das hatte mich etwas überrascht. Jeden Tag bin ich durch den Ort gegangen, habe mich umgesehen. Und irgendwann habe ich den Sportplatz gesehen. Aber anscheinend war es noch zu früh, denn dort hat niemand trainiert.“ Dann jedoch, eines Tages, sei der Sportplatz eifrig von den Vereinsaktiven genutzt worden – und Hamudi war begeistert. „Da habe ich direkt den Kontakt aufgenommen.“

Hamudi liebt die dörfliche Gemeinschaft, würde schon deshalb nicht gerne in der

Großstadt leben. „Als ich herkam, kannte ich keinen, und ich konnte die Sprache nicht. Und dann wurde ich von so vielen Menschen aufgenommen.“ Nicht nur der Fußball habe ihm bei der Integration geholfen, auch im Karneval ist er aktiv. „Und ich war zwei Jahre lang Kirmesbursche, 2017 und



„Fußball ist meine Leidenschaft“, sagt Hamudi. Schon 2015, kurz nach seiner Flucht, kickt er in der Zwischenstation Gießen.

tätig, trägt als „Service Analyst For Direct Support“ eine Menge Verantwortung. Er ist in der Systemintegration tätig. Gibt es Probleme mit den Computersystemen, kommt er anderen Bank-Mitarbeitern zu Hilfe. Auch als Administrator wird er gebraucht. „Wir müssen dafür sorgen, das Netzwerk 24 Stunden bereitzustellen. Und sobald etwas nicht funktioniert, werden wir alarmiert – sei es, dass ein kaputter Monitor ausgetauscht oder ein Passwort zurückgesetzt werden muss.“

Seine Karriere verdankt Hamudi seiner Disziplin, einem eisernen Willen – und nicht zuletzt seiner Schullaufbahn an der Friedrich-Dessauer-Schule (FDS), mit der er den Grund-

kam, sprach ich kein Wort deutsch“, blickt der Zugezogene zurück. „Doch für mich war eines klar: dass ich eine Ausbildung machen möchte! Ich habe zuerst einen zweimonatigen Sprachkurs in Limburg besucht. Und dann kam ich 2016 auf die Friedrich-Dessauer-Schule, wo es spezielle Integrationsklassen gab.“ In der FDS wurden Hamudi verschiedene Bildungswege aufgezeigt – darunter der Realschulabschluss und der Besuch der Höheren Berufsschule. Mit diesem FDS-Pfad, so erfuhr er, seien ein schulischer Berufsabschluss als Informationstechnischer Assistent und sogar die Fachhochschulreife möglich. Klar, dass Hamudi die Chance



Linksaußen im Einsatz: „Mit den Senioren einmal abgestiegen und zweimal aufgestiegen.“

2018“, berichtet der gesellige Wahl-Hesse.

Ansonsten verfolgt er natürlich die Bundesliga. „Ohne Fußball läuft bei mir quasi nichts“, zwinkert er. „Ich bin durch den Fußball an diesen Ort gebunden – aber auch durch mein Verhältnis zu den Leuten hier.“ Er habe zu vielen Menschen, ob alt oder jung, engen Kontakt, spreche mittlerweile ja sogar selbst wie ein Mittelhesse. „Das ist das Schöne hier. Und davon lebe ich.“

In Deutschland, fügt der gebürtige Syrer an, habe er den für ihn so herrlich skurrilen Ausdruck „bunter Hund“ kennengelernt, dessen Bedeutung perfekt auf ihn zutreffe: „Ich

„Ich bin ein bunter Hund“

bin ein offener Mensch, der gerne mit anderen redet. Ich kenne jeden, und jeder kennt mich. Ich bin also ein ‚bunter Hund‘“, muss der ehemalige FDS-Schüler herzlich lachen.

Und wie zum Beweis: Hamudi ist auf dem Nachhauseweg vom Fußballplatz, auf dem das Gespräch mit der Redaktion „DualLive“ stattgefunden hat. Schon wieder hält neben ihm ein entgegenkommendes Auto. Die Seitenscheibe surrt herunter, der Mann im Wagen grüßt freundlich. „Gute“, entgegnet Hamudi. „Am Wochenende wird die Tabellenspitze verteidigt!“, sagt der Fahrer.



Hamudi gut aufgelegt als „Kirmesbub“ bei einer seiner vielen Freizeitaktivitäten in der Gemeinde Brechen...



... und in der Mittagspause von der Arbeit in Frankfurt. Die fünf Jahre an der FDS waren eine gute Grundlage für seinen Job. Fotos (4): privat



Der Zugezogene ist dankbar für seine tolle Dorf- und Vereinsgemeinschaft, versucht daher gerne, auch „etwas zurückzugeben“, wie er beschreibt. „Und sei es, auf dem Parkplatz die Hecke zu schneiden.“ Fotos (2): Schmalenbach

Alles sehr zerbrechlich, aber alles enorm vielfältig

AN DER STAATLICHEN GLASFACHSCHULE MALEN JUNGE MENSCHEN MIT GLASSTAUB, SCHLEIFEN TAGELANG UND TREIBEN MIT 800 GRAD HITZE TRICHTER AUF

„Ich brauch' mal Hilfe“, ruft Julia. Die junge Frau hat auf dem Tisch vor sich einen rechteckigen Zugschnitt liegen, acht Millimeter stark, und ihre Aufgabe besteht darin, mit einer Zange vier „Rundecken“ davon abzubrechen. Das erfordert die richtige Technik und wohl auch eine Menge Gefühl – denn das Werkstück der Schülerin besteht aus Glas!

Wie liegt das Glas am besten auf der Werkbank? In welchem Winkel zum Handwerker? An welcher Stelle hält man es fest? „Leg' es nah an die Kante“, rät Lehrer Florian Dierig. „Glas rockt“ steht auf seinem T-Shirt, darüber trägt er einen blauen Kittel. Er stammt aus einer „Glasmilch“, ist in sechster Generation in diesem Handwerkszweig aktiv und hilft Julia, das Abbrechen der „runden Ecken“ von der Glasscheibe besser hinzubekommen. „Mein Papa hat immer gesagt: ‚Die ganze Zange ist bezahlt‘, verrät er der Schülerin einen Kniff: Wenn sie das Werkzeug anschließend am kompletten Griff fasst, geht es plötzlich tatsächlich leichter, die Rundecke aus dem Glas herauszubrechen.“

Dierig ist Mitglied der Schulleitung der Staatlichen Glasfachschule in Hadamar. Dass sie existiert, liegt unter anderem an Vertrieben aus dem Sudetenland und aus Schlesien. Sie strandeten in den Wirren, die der Zweite Weltkrieg ausgelöst hatte, auch in Limburg; Zugfahrt gen Westen zu Ende, aussteigen. „Durch einen Zufall kamen sie mit jemandem in Kontakt, der darauf hinwies, dass es im benachbarten Hadamar leerstehende Räumlichkeiten gebe, wo sie sich niederlassen könnten – pro Zimmer eine Familie“, schildert Florian Dierig aus der Historie.

Viele der Flüchtlinge waren in der Heimat im Glaserhandwerk beschäftigt. „Und dann hat sich hier relativ schnell eine Glasindustrie entwickelt. Historisch hatten Hadamar selbst und sein Umland mit Glas gar nichts zu tun“, so der Fachlehrer weiter.

Der neue Wirtschaftszweig, den die Menschen aus dem Osten in der Folge ausbauten, sorgte für einen gewissen Aufschwung in der Region. Schließlich mussten die Neubürger in der Nachkriegszeit von etwas leben, beschafften sich Rohglas und veredelten es. „Daraus ha-

Export aus Hadamar

ben sich hier später fünf große Betriebe entwickelt“, erläutert Florian Dierig, „die überwiegend für den Export, vielfach in die USA, Glas produziert haben. Es handelte sich um ‚Hohlglas‘, wie der Fachmann sagt, Gebrauchsglas. Es war die Zeit, in der man von der Obstschale bis zu Trinkgläsern vieles nutzte.“ Die gläsernen Produkte waren nach Dierigs Beschreibung unterschiedlich veredelt, zum Teil in Maltechnik, zum Teil in Schleif- und Gravurtechnik.

Ehe diesen kleinen Industriezweig ein ähnliches Schicksal ereilte wie die meisten keramischen Betriebe im nicht weit entfernten „Kannenbäckerland“ im Westerwald – industrielle Massenfertigung aus Osteuropa und Fernost hat handwerkliche, teurere Stücke vom Frühstücksfisch und aus dem Küchen-schrank längst verdrängt –, wurden dort auch Lampen gefertigt, Kronleuchter hergestellt. „Alles mit viel Gold, Prunk, passend zum Wirtschaftsaufschwung im Nachkriegsdeutschland sowie eben immer wieder für den Export“, erklärt Dierig.

In ihrer Blütezeit brauchten die Hadamarer Glasbetriebe natürlich irgendwann Nachwuchs. Der musste ausgebildet werden. Außerdem befand sich unter den Neubürgern aus Osteuropa ein gewisser Prof. Maximilian Tischer, der in Nordböhmen die Versuchs- und Experimentieranstalt Haida geleitet hatte und sich in Hessen für den Aufbau einer ähnlichen Forschungsanstalt nach Vorbild jener in seiner alten Heimat einsetzte. So wurde im Juli 1949 eine übriggebliebene Holzbaracke zur „Berufsschule“ für angehende Glaser. Die zog in der Folge viele junge Menschen an, die in die eher strukturschwache, fast ausnahmslos landwirtschaftlich geprägte Gegend zwischen Westerwald und Lahntal kamen, um etwas zu lernen.

Aus dieser kleinen Keimzelle entwickelte sich die heute noch aktive Glasfachschule, deren Werkstätten und Unterrichtsräume strenggenommen in Niederhadamar liegen. Dort, wo einstmal die Glasbetriebe angesiedelt waren, betreiben heute mehrere Discounter, ein Drogerie- und ein Supermarkt ihre von flächenversiegelnden, großen Parkplätzen eingerahmten Läden. Das einzige, das weiterhin an die „gläsernen“ Anfangstage an der Mainzer Landstraße erinnert, ist eben die Glasfachschule.

Seit die Schule vor zehn Jahren mit jener im nahen Weilburg fusioniert hat, ist die Hadamarer Bildungseinrichtung Teil der „Staatlichen Fachschule Weilburg-Hadamar“, so der gegenwärtige offizielle Name. Neben dieser Bildungseinrichtung fürs Glaserhandwerk gibt es in Deutschland nur noch die 1948 aufgrund vergleichbarer Umstände gegründete Glasfach-

stein oder Niedersachsens. Viermal im Jahr nehmen sie am jeweils dreiwöchigen Blockunterricht teil, der vor allem die Theorie für Glaser und Fensterbauer behandelt. Hinzu kommt der Flachglas- und Fensterbau, der heute mit CNC-Maschinen im industriellen Umfeld Fenster oder auch Duschkabinen herstellt. Ein Jungen- und ein Mädchenwohnheim auf dem Schulgelände bietet Quartier.

Daneben gibt es in Hadamar Schüler, die die angegliederte „Mehrfachjährige Berufsschule mit Berufsabschluss“ in Vollzeit besuchen. Anders als bei der klassischen dualen Ausbildung, lernen sie ihr Handwerk an der Schule sowohl in Theorie als auch Praxis, da letztere in keinem Betrieb vermittelt wird. Deutsch, Mathematik und Wirtschaftskunde stehen als Prüfungsfächer ebenso auf dem Stundenplan. Glasveredler, aufgliedert in die Fachgruppen der Kanten- und Flächenveredler sowie Schleifer und Graveur als auch Glasmaler, werden die einen. „Parallel dazu, gleich zur Berufsschule, bieten wir in der Berufsschule ebenfalls den Glaser und Fensterbauer und den Glasapparatebauer in der dreijährigen Vollzeitausbildung an“, so Schulleitungsmitglied Dierig.

Die höchste Anmeldezahl an der Staatlichen Glasfachschule in Hadamar weist der Zweig der Glasveredler auf. „Viele junge Mädchen aus der Region zeichnen gerne, sind talentiert und würden das gerne in ihren künftigen Beruf integrieren“, so befragt Dierig. Sie gehen nach sechsten Worten bevorzugt in die Glasmalerei. „Der Glaser und Fensterbauer nimmt zur Zeit ab. Das liegt an der Industrialisierung. Der eigentliche Glaser vor-

turentenprogramm. Nachdem ein weiteres Ausbildungsangebot in der Mediengestaltung an der Höheren Berufsschule am Standort Weilburg stark nachgefragt worden ist, die Klassen in Weilburg entsprechend voll waren und die Anbindungen an den Öffentlichen Personennahverkehr dort eher schlecht, ist inzwischen parallel eine zweite Klasse am Hadamarer Unterrichtsort hinzugefügt worden. „Gestaltungs- & Medientechnik ist hier sehr gut eingeschlagen“, berichtet

Florian Dierig.

Julius Mitschülerin Michelle stammt ebenso aus der Region. Sie steht im Maschinenraum der Glasbauer an einer Bandschleifmaschine. Sie ist im zweiten Lehrjahr, wie Julia hat sie zuvor bereits erfolgreich eine dreijährige Ausbildung in Hadamar absolviert, ist Glasveredlerin im Bereich der Kanten- und Flächenveredlung. Nun steht eine weitere Ausbildung zur Glaserin an. Die aus dem nicht weit von Hadamar entfernten Laar Stam-

leraustausch in die französische Partnerschule „Lycée Jean Monnet“ in Zeure, mit der seit 1983 eine Kooperation der Hadamarer besteht. „Ich habe meine Ausbildung mit 15 angefangen und konnte hier im Sommer noch mein Fachabi nachholen. Ich bin sehr zufrieden!“, stellt Julia heraus.

„Hier im Glasbau machen die natürlich nicht die ganze Ausbildungszeit nur Zugschnitte“, kommentiert Florian Dierig die Arbeit der Schüler rund um Julia und Michelle.



Florian Dierig zeigt Julia, wie es einfacher wird, Rundecken abzubrechen.



Andrea Hebgen (rechts) guckt Lucienne über die Schulter. Die Schülerin modelliert einen Farbüberzug auf dem Glas mit einem Borstenpinsel. Fotos: Schmalenbach

schule in Rheinbach bei Bonn sowie die bereits auf eine 121-jährige Geschichte zurückblickende Glasfachschule im niederbayerischen Zwiesel. „In Zwiesel haben sie als einzige Schule in ganz Deutschland noch ganz traditionell den Glasmacher als Ausbildungsberuf.“ Jeder, der irgendwo in einer Glashütte lernt, muss für den schulischen Teil seiner dualen Ausbildung bis dorthin in die Berufsschule gehen“, ergänzt Florian Dierig.

Nach Hadamar kommen Berufsschüler im dualen System zum Teil aus ganz Hessen sowie aus angrenzenden Bundesländern, die keine eigenen Ausbildungsstellen unterhalten, ebenso bis aus Schleswig-Hol-

ort produziert ja nicht mehr selbst eine individuelle Duschkabine aus Glas, sondern bestellt sie beim Großhandel und montiert sie hinterher nur noch. Auch die Automatisierung im Bereich der Isolierglas- und Fensterherstellung mittels Robotertechnik ist sehr weit fortgeschritten.“

Insgesamt kümmern sich in Hadamar 20 Lehrer um 210 Schüler, der Hauptanteil entfällt auf die Berufsschüler. Die Atmosphäre ist betont familiär. Manches Mal kommen sogar junge Menschen bis aus Asien zur Schule, wengleich das Gros der Lernenden im näheren Umkreis beheimatet ist. Ein Einstieg ist selbst ohne Hauptschulabschluss möglich, genauso existiert ein verkürztes Abi-



Eine Tätigkeit für Geduldige: Patrick Roth bearbeitet ein Casting mit einer Polierscheibe.

mende muss mit der Bandschleifmaschine einen sehr kleinen Rundzugschnitt – wie alles hier aus Glas – solange bearbeiten, bis die Kanten des Glases geschliffen sind. Das dauert echt lange, denn wieder und wieder muss Michelle das Werkstück am Schleifband entlangdrehen, dabei genauestens darauf achten, weder zu stark noch zu schwach anzudrücken, damit aus dem Kreis kein „Ei“ wird.

Julia ist im dritten Jahr auf dem Weg zur Glaserin. Den Gesellenbrief als Glasveredlerin hat sie bereits in der Tasche. „Hier in der Schule kann man auch, wenn man frei hat, einfach in irgendeine Werkstatt reinschneien und fragen, ob man etwas üben darf. Die Lehrer sind dafür sehr offen. Ich würde sagen, es lohnt sich für Schüler sehr, an einer Schule zu sein, die so viele verschiedene Werkstätten hat.“

Die aus Dehrn Kommende drückt aus, dass sie noch nie in ihrem Leben so gefördert worden sei, wie in Hadamar. Außerdem habe sie sogar schon dreimal mitfahren dürfen zum Schü-

ler-Tablet-Ständer ist darunter. „Bis hin zum Ende des dritten Jahrgangs, wo sie in der Lage wären, ein größeres Möbelstück aus Glas zu bauen, wo sie zu schneiden, Kanten schleifen, mit UV-Verklebung Teile zusammenfügen.“ Der UV-Kleber sei, das verrät Dierig nebenbei, der einzige Kleber, der beim Glas halte. „Egal, was Hersteller auf ihre Kleber draufschreiben: Die Adhäsion gibt es nicht her, der löst sich immer wieder. Der UV-Kleber hat eine höhere Festigkeit als das Glas selbst!“ Ah, wieder etwas gelernt – wir sind halt an einer Schule zu Besuch.

Gut die Hälfte der Unterrichtszeit findet in der Werkstatt statt. Der hohe Praxisanteil sei wichtig, unterstreicht Florian Dierig. Da die Schüler der Mehrjährigen Berufsschule mit Berufsabschluss nicht zugleich in einem Betrieb ausgebildet werden, müssten die entsprechenden Fähigkeiten ebenso in der Schule vermittelt werden. Die Herstellung einer Isolierglasscheibe oder der Einbau des fertigen Fensters gehören dazu, ebenfalls Zusatztechniken wie die Verspiegelung von Glas mit dem Auftragen von Silbernitrat sowie Lackierarbeiten oder Sandstrahlen.

Ein Rundgang durch die vielen Werkstätten und Klassenzimmer führt in unterschiedlichste Bereiche. Es gibt auch

eine Tischlerei, in der zum Beispiel ausprobiert werden kann, wie man mit Schlitz- und Zapfenverbindungen Fensterrahmen herstellt, in die eine Glasscheibe eingesetzt wird. „Das gehört schon noch zur Grundausbildung im ersten Lehrjahr“, verdeutlicht Florian Dierig.

In einem derzeit in der Umgestaltung befindlichen Werkstattbereich sollen künftig vor allem gläserne Duschkabinen, gläserne Trennwände oder Windfänge aufgebaut werden, so dass auch die Montage verstärkt vermittelt werden kann.

„Das ist der Glasapparatebau“, erläutert der Lehrer, als er die Tür zum nächsten Raum öffnet. Hier sieht es so aus, wie man sich als Laie den oft zu sehr verallgemeinerten Begriff „Glasbläser“ vorstellt: Mit Sauerstoff auf hohe Temperaturen getriebene Gasbrennerflammen zischen im offenen Raum, die gleißelnden Farben von Stahlblau bis leuchtend Gelb lodern vor den Schülern und spiegeln sich in deren violett getönten Schutzbrillen. Die Schüler bearbeiten Glas, das röhrenförmig als Rohmaterial geliefert und zu Laborgeräten geformt wird. „Das Schöne am Glas ist ja, dass es chemisch absolut resistent ist, transparent dazu und lässt sich gut formen. Aus Metall diese ganzen Geschichten zu bauen, wäre viel zu kompliziert“, betont Florian Dierig.

Mit kreativen Phantasiegebilden künstlerisch Tätiger hat das nichts zu tun: An jedem Arbeitsplatz liegen technische Zeichnungen, die Werkstücke sind nach genauen Maßangaben aus dem Rohmaterial Glasröhre anzufertigen. „Das ist spezielles Glas, das man direkt in die Flamme halten kann, ohne des es kaputtgeht. Es ist temperaturwechselbeständig. Das ist letztlich das gleiche Glas, dass sie im Fenster Ihres Backofens haben“, führt Dierig aus. Wieder und wieder müssen die Schüler mit dem Messschieber überprüfen, dass sie die Vorgaben zu Durchmessern, Längen und anderen Maßen beim Verformen treffen.

Trotz aller Angaben in Bauplänen: Es sind Augenmaß und sehr, sehr ruhige Hände nötig. Ständig muss das heiße Material bewegt, gedreht werden, andernfalls würde die Schwerkraft das mindestens 800 Grad heiße Glas als langen „Kaugummi-

faden“ zu Boden sinken lassen.

Lehrer Louis Ickowiak hilft Schülerin Berenike gerade beim „Auftreiben“. Auch sie möchte Glasapparatebauerin werden. In unserer hochtechnisierten, in vielen Teilen automatisierten Welt denkt man zunächst gar nicht, dass zahlreiche Kühler, Kolben, ganze Destillationsgeräte, die vor allem im medizinischen Laborbereich und der

während der Bearbeitung im optimalen Bereich halten, sondern auch die Viskosität. „Wenn man etwas ‚fügt‘, also zusammenzieht, benötigt man eine höhere Viskosität, um zwei Teile zu verbinden“, erklärt der Lehrer. „Berenike baut hier gerade einen Trichter. Ein 8er-Rohr wird an ein 24er angesetzt. Dann wird es abgeschmolzen und geöffnet und in der Flamme aufgetrie-

räumt Ickowiak hinterher ein. „Die Flamme ist unser Werkzeug. Deswegen geht es im ersten Lehrjahr mit dem Spitzenziehen los, die müssen erst einmal ein Gefühl entwickeln, das Glas zu balancieren. Es setzt sich keiner hier dran und kann sofort etwas.“ Es komme neben etlichen anderen Faktoren auf den jeweiligen Winkel zur Flamme an, wie stark oder schwach man ins Glas hineinblase oder auch darauf, das fertige Werkstück „nachzuwärmen“: „Kühlt das Glas nicht gleichmäßig ab, zerspringt dir alles! Du hast eine Woche Zeit investiert, letzter Arbeitsschritt, plötzlich macht es ‚klack‘ – das passiert oft!“

Louis Ickowiak ist nebenbei ein Beispiel dafür, dass eine handwerkliche Ausbildung eine



Michelle arbeitet mit viel Gefühl an der Bandschleifmaschine, damit der runde Zugschnitt am Ende die Form eines Eis bekommt.



Das Schleifen ist eine Sache für ein gutes Augenmaß.

chemischen Industrie benötigt werden, noch von Hand hergestellt werden. „Das kann aktuell keine Maschine übernehmen“, sagt Ickowiak. Florian Dierig ergänzt: „Die Apparate sind sehr individuell. Deswegen macht eine Automatisierung in diesem Bereich keinen Sinn, weil ich nicht die großen Stückzahlen davon habe.“

Nicht nur die Temperatur des Glases müssen die Schüler

ben.“ Dazu hält die Schülerin in einer Hand die Glasröhre, in der anderen einen Kohlestab, der hitzebeständig ist und als Hilfsmittel dient, um den Trichter in den richtigen Winkel zu drücken. Es klappt nicht recht, ihr Lehrer unterstützt sie, die Hände richtig zu führen. „Schnell drehen, dann bördelt sich das automatisch auf“, rät er.

„Das hier klingt alles sehr einfach, ist aber sehr schwierig“,

gute Grundlage für eine erfolgreiche berufliche Karriere sein kann. Vor zwölf Jahren hat er selbst einen Abschluss als Glasapparatebauer in Hadamar erlangt, hat heute in Staudt einen eigenen Betrieb, der unter anderem Röntgenröhren herstellt. An seiner einstigen Schule unterstützt er zudem als Lehrkraft.

Lehrer in der Schleiferei ist Patrick Roth. Er hat eine wasserfeste Schürze um, denn er will an einer Schleifmaschine mit einer Polierscheibe die Vorpolitur eines „formgeschmolzenen Werkstücks“ vornehmen. Der Vorgang muss mit Wasser gekühlt werden, das die rotierende Scheibe durch den Raum schleudert.

„Wir arbeiten zum einen mit Flachglas, das hier in der Schleif-

erei ‚facettiert‘ wird, es wird also eine Facette draufgeschliffen. Genauso arbeiten wir mit Gravuren. Die sind eher oberflächlich angelegt, der Schliff ist eher grafisch-formverändernd. Und hier haben wir dann ein ‚Casting‘, eine Schmelztechnik aus der verlorenen Form“, deutet Roth auf das blau schimmernde Objekt. „Und das Casting erfordert nach dem Schmelzprozess eine Nachbearbeitung.“

Eine Nachbearbeitung sei beim Werkstoff Glas grundsätzlich so gut wie immer erforderlich, erklärt Roth. So müsse auch das Werk eines Glasbläasers „den letzten Schliff“ (daher das Sprichwort also!) erhalten. „Die Leute können sich nicht vorstellen, dass da jemand noch Stunden, Tage, Wochen an so etwas gearbeitet hat.“



Florian Dierig zeigt eines der, wie er sagt, wichtigen Erfolgserlebnisse: Die linke Scheibe ist an ihrem Rand gut bearbeitet worden.

Geduld, große Geduld sei nötig, um Werkstücke ihre endgültige Form zu geben und sie am Ende auch wieder transparent zu machen. „Dabei ist das Prinzip wie bei jedem Material: Wir schleifen von grob nach fein“, sagt Roth. Florian Dierig schmunzelt: „Wir beide sehen es also meditative Tätigkeit an.“ „Ich darf bei allen Schritten keine Fehler machen“, betont Roth. „Wenn ich male, kann ich alles wieder wegwaschen, bis die Farbe eingebrannt ist. Wenn ich hier bei uns in der Werkstatt einen Fehler mache, ist es vorbei! Denn wir arbeiten mit einer abtragenden Technik.“

Wie passt die heutige Zeit, in der alles immer und sofort verfügbar ist – Essen vom Lieferdienst, ein Lieblingssong im Streamingportal – zu so einer langwierigen Arbeitsweise? Patrick Roth räumt ein, dass junge Menschen damit und mit der notwendigen Ausdauer zuweilen ihre Schwierigkeiten hätten. „Aber es ist vielleicht auch ein bewusstes Gegenangebot zur rastlosen Zeit, diese Tätigkeit entschleunigt in der Hektik unseres Alltags!“

Florian Dierig führt in eine weitere Werkstatt der Glasfachschule Hadamar. Plötzlich riecht es sehr nach Terpentinalbalm: „Hier sind wir bei den Glasmalern“, klärt er auf. „Das Terpentin ist ein Bindemittel für die Glasmalfarben. Glasmalfarben sind Puder. Die könnte ich rein theoretisch mit Wasser ansetzen, aber Wasser verdunstet, trocknet viel zu schnell, wenn ich die Mischung dünn auftrage. Die aufgetragene Farbe wird hinterher eingebrannt ins Glas, letztlich ist das Pulver nichts anderes als gemahlener, feiner Glasstaub. Beim Brennvorgang im Ofen entsteht eine Festigkeit, die ‚auf immer und ewig‘ haltbar ist.“

Andrea Hebgen arbeitet mit den angehenden Glasmalern. „Glasmalerei ist für viele erst einmal schwer zu greifen“, meint sie. „Viele denken als erstes an Kirchenfenster. Was wir hier im Unterricht machen, ist

aber auch eine große Geschichtsvermittlung.“ Die sie findet Hebgen, wichtig, „weil sich über die letzten 1.000 Jahre in diesem Beruf kaum etwas verändert hat! Wir machen genau die gleichen Ansätze sogar noch mit den Basic-Farben Silberbeize und Schwarzlot, das vermitteln wir unseren Schülern noch genauso wie es schon Theophilus Presbyter im elften Jahrhundert gemacht hat (Anm. d. Red.: Ein Mönch, der eine der wichtigsten kunsttechnischen Schriften des Mittelalters verfasste). Man kann sagen, mit wenigen Änderungen, Neue-

Elftes Jahrhundert

rungen ist es immer noch das. Was sich verändert hat, ist die Größe des Glases und natürlich der Einsatzraum.“ Was anfänglich nur als Kirchenverglasung genutzt wurde, sei ins Weltliche geholt und etwa in Rathäusern eingebaut worden. „Und im 16., 17. Jahrhundert ging es sogar in den privaten Bereich“, beschreibt Hebgen.

Was die Lehrerin der Hadamarer Schule mit ihren Schülern jedoch heute ebenfalls betrachtet, sind modernste Formen und Materialien. „Mit dem dritten Jahrgang habe ich zu Anfang des Schuljahres eine Reihe gemacht, wo wir völlig verrückte Dinge getan, alles gemacht haben, was nicht erlaubt ist – Farbgruppen miteinander gemischt, die nicht miteinander funktionieren dürfen, wir haben mit Joghurt gemalt, mit Parfüm und richtig gemischt. Und das hier ist mega!“, zeigt sie dabei zwei Beispielarbeiten.

Glasmalerei sei Handwerk, keine Kunst, „da lege ich Wert drauf“, unterstreicht Andrea Hebgen. „Es ist Selbststudium und Wahrnehmung und ganz viel Frustrationstoleranz. Sowie die Fähigkeit, etwas zu sehen, und es exakt nachzuarbeiten. Das muss man trainieren.“ Die „wilden Dinge“, von denen die Fachlehrerin sprach, seien darum auch erst im dritten Lehr-

Selbststudium und Wahrnehmung

jahr ein Thema. „Wenn die Schüler ihre Abschlussarbeiten machen, die absolut frei sein dürfen, keinen sakralen Hintergrund haben müssen. Und das ist genau das Wechselspiel, wo wir hier spielen: zum einen Abstraktes, zum anderen die historische Einordnung. Das muss der Glasmaler können, wenn er eine Reparaturscheibe hat, muss er einordnen können, in welchem Jahrhundert sie anzusetzen ist. Dann haben wir immer eine Abhängigkeit zwischen Bildgröße und Raumsituation: Eine kleine Kabinetscheibe kann man in einer Tür im alten Bauernhaus einbauen. Dann geht es um einen Abstand von einem halben Meter – und ich arbeite ganz anders. In der Kirche stehe ich zig Meter vom Bild entfernt!“

Hebgen beschreibt ausgesprochen fesselnd den Einsatz der unterschiedlichsten Werkzeuge, das „Malen mit Licht“, bei dem zunächst eine Farbe vollflächig aufgetragen und Konturen anschließend wieder herausgearbeitet würden („Ein ganz anderer Denksatz“) und vieles mehr und verdeutlicht damit, was sich durch alle Bereiche der Staatlichen Fachschule in Hadamar zieht: Nicht allein, dass alles hier irgendwie mit Glas zu tun hat. Sondern die Ausbildungsstätte bietet ihren Schülern vor allem eine enorme Vielfalt, die sich hinter den einzelnen Berufsbildern verbirgt, in die junge Menschen in Hadamar starten können.

„System muss schnell genug sein“

LANDRAT MICHAEL KOEBERLE BETONT, WIE WICHTIG DECKUNG DER BEDARFE IST

Er war selbstverständlich nicht immer Landrat. Als Michael Koeberle 1981 in seine Berufslaufbahn startete, da begann er zunächst eine handwerkliche Ausbildung – zum Energieanlagenelektroniker. Später studierte er zudem Elektrotechnik, war beispielsweise als Leiter der Energietechnik beim „Hessischen Rundfunk“ beschäftigt. Seit 2019 ist Koeberle Landrat des Landkreises Limburg-Weilburg. Dieser ist Träger zahlreicher Schulen, darunter der Friedrich-Dessauer-Schule. Über den Wert der dort geförderten dualen Ausbildung sprach mit Koeberle Uwe Schmalenbach.

Berufsinformationsveranstaltungen, kiloweise Infomaterial, jedwede Beratung: Obwohl eine Menge dafür getan wird, halten viele junge Menschen heute nichts mehr davon, eine duale Ausbildung aufzunehmen, gar ins Handwerk zu gehen, wie Sie es einst taten. Warum ist das so?

Man muss den jungen Menschen sagen, dass das keine Einbahnstraße ist, sondern man in unserem Bildungssystem alle Möglichkeiten hat, daraus etwas zu machen. Ich glaube, das ist das Wichtigste! Was man den jungen Menschen außerdem mitgeben sollte, ist der Hinweis, dass man schon einmal eine gute Basis hat, wenn man eine duale Ausbildung absolviert, auf die man aufbauen kann. Abgesehen davon, dass man sich zum Meister fortbilden, selbständig machen und damit oftmals viel mehr Geld verdienen kann, als jemand, der studiert hat. Und obendrein kann man etwas – das man für sich selbst privat zu Hause nutzen könnte.

Was wäre noch ein Argument für einen Start im dualen System?

Dass man, wenn man möchte, auf dem zweiten Bildungsweg auch noch den anderen Pfad gehen kann, wenn man will! Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, aber ich habe ja selbst Elektroniker gelernt, habe eine Ausbildung absolviert und bin später auf dem zweiten Bildungsweg meinen Weg gegangen. Dass ich einmal Landrat werden würde, war nie mein Ziel! Also: Mit der

festen Basis Ausbildung kann man seinen Weg gehen. Und wir brauchen die Handwerker. Deswegen glaube ich, dass wir gut beraten sind, wenn wir junge Menschen in eine Ausbildung bringen und ihnen eine Wertschätzung entgegenbringen, die dazu führt, dass Aus-

Wir machen ja schon deutlich mehr! Beispielsweise haben wir das „Limburger Modell“ (Anm. d. Red.: Es dient zur vertieften Berufsorientierung und Berufsvorbereitung), und ich glaube, das ist auch erfolgreich. Das ist das eine. Parallel dazu ist einfach wichtig,

nehmern reden, auch sie dazu anleiten. Wir haben heute einen Arbeitnehmermarkt. Das heißt, wir alle müssen um gute Fachleute werben. Es ist eine gemeinschaftliche Aufgabe, damit umzugehen. Im Endeffekt müssen es die Kunden bezahlen. Und je weniger Men-

wartet, dass es dort „so cooles Zeug“, wie die Jugendlichen sagen, gibt. Ist das Image der Berufsschulen nicht auf der Höhe ihres attraktiven Angebotes?

Ich glaube, zum einen haben Sie recht, dass man das noch besser darstellen kann und vielleicht auch muss. Der andere Punkt ist, dass man den jungen Menschen verdeutlicht, dass es Berufe gibt, die von ihrem Know-how her fast einem Studium gleichkommen oder sogar gleich sind. Das ist das Thema, wo ich sage, das müssen wir den Menschen noch näherbringen. Es gibt vor allem auch viele junge Menschen, die möchten etwas mit den Händen machen, etwas umsetzen, am Ende des Tages ein konkretes Ergebnis sehen. Das muss man ebenfalls herausstellen. Und die Wertschätzung in der Gesellschaft, das betone ich abermals, muss dafür wachsen. Wenn man ein undichtes Dach hat und ein Jahr oder länger auf einen Dachdecker wartet, dann wird man dem Menschen von vornherein eine hohe Wertschätzung entgegenbringen, wenn das Dach dann wieder dicht ist. Die Stellung des Handwerkers innerhalb der Gesellschaft wird wieder wachsen. Denn das haben Sie heute schon: In einigen Gewerken sind zu wenig ausgebildete Fachkräfte vorhanden. Wenn die Heizung kaputt ist, dann ist die Frage für Sie sehr wichtig, wer Ihnen hilft, dass Sie es wieder warm bekommen.

Also liegt der mangelnde Zuspruch zum dualen System weniger an harten Fakten, sondern eher am Empfinden der Gesellschaft, wie wir alle auf handwerkliche Dienstleistungen blicken. Spricht man mit Arbeitgebern, hört man oft den Satz: „Die Politik muss mehr tun“. Der Landkreis ist Träger von alleine rund sechs Dutzend Bildungseinrichtungen. Gleichzeitig ist Bildung Ländersache, der Bund hat Ideen, jede Kommune. Gibt es zu viele Zuständigkeiten? Weiß der Landrat in Limburg nicht unter



Startete selbst mit einer handwerklichen Ausbildung ins Arbeitsleben: Michael Koeberle. Foto: Schmalenbach

bildungsberufe wieder deutlich attraktiver werden.

Der Landkreis ist selbst Träger vieler Bildungseinrichtungen. Dort sind junge Menschen in Prägephasen ihres Lebens. Schöpfen wir das Potenzial aus, um die von Ihnen beschriebenen Chancen bekannt genug zu machen und die Jugendlichen zu aktivieren? Oder ist unser Schulsystem noch zu tradiert – Stichwort Berufsorientierung: Kann man da noch mehr machen, als die zwei derzeitigen Schulpraktika in der Mittelstufe?

dass insbesondere die beruflichen Schulen von der Infrastruktur her, aber ebenso vom Auszubildendenvermögen gut ausgestattet sind. Wer bei uns in die Schulen geht: Viele reden von maroden Schulen, das trifft bei uns nicht zu. Mein Vorgänger hat bereits damit begonnen, sehr früh diese Infrastruktur aufzubauen. Das sind die Grundvoraussetzungen. Das andere Thema dabei ist, dass man viele Möglichkeiten darüber hinaus bietet.

An was denken Sie?

Man muss mit den Unter-

schichten ins Handwerk, in die duale Ausbildung gehen, desto höher werden die Preise natürlich hinterher für die Dienstleistungen sein. Das ist auch ein wichtiger Punkt. Ein weiterer kommt hinzu: Wir hatten geburtenstarke Jahrgänge, und jetzt sind die Jahrgänge nicht mehr ganz so stark. Nichtsdestotrotz muss man daran arbei-



Bleibt „die Bude“ kalt, freut man sich über einen Fachmann, der qualifiziert Abhilfe schaffen kann. Foto: ZVSHK

ten, dass man den Weg ins Berufsleben über eine Ausbildung findet – weil es auch ein nachhaltiger Weg ist, zudem lokal, sehr ortsbezogen.

Ich möchte noch einmal zum Infrastrukturthema zurück. Die Ausstattung ist zugegebenermaßen oftmals viel besser, als man beim Vorbeifahren denken würde. Stichwort „Technologiezentrum“ in der Friedrich-Dessauer-Schule mit Robotik und Industrie 4.0: Ich hätte vor meinem Besuch dort nicht er-

Umständen besser, welche Erfordernisse der Handwerker in Off-heim hat als das Kultusministerium in der Landeshauptstadt?

Man muss an einem Strang ziehen. Als Schulträger sind wir erst einmal „für Dach und Fach“ zuständig. Auf der anderen Seite brauchen Sie bei den Inhalten natürlich auch übergreifende Kriterien, da können Sie als Schulträger nur bedingt mitwirken. Sie brauchen eine gewisse Struktur, die auch zu einer Vergleichbarkeit führt, zu

Prüfungen und so fort. Wir reden ja außerdem nicht nur über den Schulträger und das Kultusministerium, sondern ebenso über die Handwerkskammer und die IHK. Da ist einfach wichtig, dass wir gemeinsam Lösungen finden, die nachher passgenau sind für diese Gesellschaft.

Ist unser System schnell genug, gesellschaftliche Veränderungen abzubilden?

Das System muss schnell genug sein! Denn die Bedarfe sind da, und die müssen gedeckt werden.

Auszubildende wollen nicht nur sinnvolle acht Stunden im Betrieb verbringen oder in der Berufsschule, sondern auch danach etwas erleben. Es braucht ein ebenfalls attraktives Umfeld für die Freizeit. Glauben Sie, dass ein weiterer Grund für die verstärkte Hinwendung zum Studium sein könnte, dass es mit Großstadt assoziiert wird und viele denken, Berlin ist cooler als Limburg? Vielleicht spielen solche emotionalen Betrachtungen eine größere Rolle, wenn man 16 oder 17 ist, als die harten Fakten, die Sie aufgezählt haben...

Großstadt und duale Ausbildung sind ja kein Gegensatz. In der Stadt benötigen Sie genauso weiterhin den Klempner, den Elektriker, der die Dinge erledigt. Dass ein Mensch, der vom Land kommt, lieber in eine Stadt will, um das mal zu erleben, kann durchaus sein. Es kann aber ebenso sein, dass er zurückkehrt und sagt: „In der Stadt kann ich mir nichts leisten. Auf dem Land kann ich mir eher eine schöne Wohnung oder ein eigenes Haus ermöglichen.“ Mit einer Ausbildung kann ich sowohl in der Stadt als auch auf dem Land arbeiten – auch das ist ein Unterschied zu anderen Bildungswegen: Wenn ich mich sehr stark spezialisiere, kann ich nur an ganz wenigen Orten im Land arbeiten.

Sie stehen gewiss im Austausch mit den Schulleitungen. Gibt es dort eine „Wunschliste“ – sei es an Ausstattung, an Personal, an veränderten Regularien, um die Aufgabe, das duale System attraktiv zu halten, noch besser erfüllen zu können?

Ich glaube, das Thema der Infrastruktur ist schon ein wichtiges. Die Frage, die immer auch Richtung Land gestellt wird, ist die nach den Klassengrößen. Man kann auch mit kleinen Klassen gut lernen. Manche Azubis fangen schon mit 15 an. Wenn die dann weit zur Schule fahren müssten, ist es ein No-go für sie, in den Beruf zu gehen. Deshalb ist das Wichtige, dass wir vor Ort, in der Nähe ausbilden, damit die jungen Menschen nicht um fünf Uhr morgens aufstehen müssen wegen einer weiten Anreise zum Unterricht. Von daher haben wir bei uns die Berufsschulen in Weilburg und in Limburg etabliert. Auch die Ausstattung, für die wir zuständig sind, funktioniert ganz gut. Inwieweit die Klassen auch mit kleineren Schülern gefahren werden können, ist eine Diskussion, die wir immer wieder führen mit dem Kultusministerium. Das hat auch etwas mit Wirtschaftlichkeit zu tun, gar keine Frage, aber man muss berücksichtigen, dass es ohne Handwerker und Facharbeiter nicht geht. Es ist darum zwingend erforderlich, die entsprechenden Menschen auszubilden.



Für handwerkliches Können wünscht sich der Landrat eine wieder größere Wertschätzung. Foto: ArGe Medien im ZVEH

„WE AHR DESSAUER“

LIMBURGER BERUFSSCHÜLER UND LEHRER WOLLEN RECH EIN NEUES ZENTRUM GEBEN

Immer wieder unfassbar, dass dieser kleine Fluss, der gerade doch so gemächlich an Rech vorbeiplätschert, den Ort völlig zu verwüsten, gar eine Einheimische zu töten vermochte! Damals, als die Ahr ihr Bett verließ. Als sie vor vier Jahren unvorstellbar schnell und stark und unaufhaltsam bis in die den Ort einrahmenden Weinberge answoll... An einem Bauzaun kündigt ein rotes Banner vom diesjährigen Winzerfest samt Proklamation der Weinkönigin und Festumzug am dritten September-Wochenende. Die Absperrung steht an der Stelle, an der früher einmal die 300 Jahre alte Nepomukbrücke die Brückenstraße vom gegenüberliegenden Ortsteil aus hinüber zum rechten Ufer führte. Wenige Meter hinter dem Aushang zum Event befindet sich ein bemerkenswertes Fachwerkhaus. Es ist eingerüstet, am Gerüst hängt, neben anderen, der Schriftzug „WE AHR DESSAUER“. Es ist ein Hinweis auf das neue Projekt der Friedrich-Dessauer-Schule, die hier in Rech beim Wiederaufbau hilft.

Einen Moment lang könnte



Benedikt Nowak ist Maurer-Auszubildender im dritten Lehrjahr. Mit Lehmziegeln hat er zuvor noch nicht gearbeitet. Fotos (3): Schmalenbach

man meinen, einfach einen idyllischen, leicht verschlafenen, ja eben typischen rheinland-pfälzischen Weinort zu besuchen. „Weindorf Rech“ steht in überdimensionalen Lettern, die ein wenig an den berühmten „Hollywood“-Schriftzug erinnern (sollen?), am Berg, der hinter der katholischen Kirche St. Luzia aufragt. Einige Weinhäuser in deren Nachbarschaft laden zum Genuss des hei-

„Weindorf Rech“

mischen Burgunders ein. Doch wendet man den Blick um 180 Grad, schaut wieder zum Fließgewässer zurück, das auch vier Jahre nach der Katastrophe lediglich über eine einspurige Behelfsbrücke des Technischen Hilfswerkes trockenen Fußes

überquert werden kann, so fällt sofort auf, dass hier etwas nicht mehr „wie immer“ ist. Am Ufer verläuft ein ungewöhnlich breiter, leergefegter Streifen, auf dem es außer Steinen nichts (mehr) gibt.

„Wir stehen hier direkt an der Grenze zwischen der blauen und gelben Zone“, erklärt Thomas Hostert. „Die gelbe Zone ist jetzt absolute Bau-Verbotszone. Blaue Zone steht für Bauen mit Auflagen. Was aber Bestand ist und von den Außenmauern her stehen geblieben ist, kann ich eins zu eins wieder herrichten. Da darf ich auch die unteren Geschosse wieder nutzen – bei Neubauten soll es keinen Wohnraum mehr im Untergeschoss geben. Wenn Sie durch Dernau fahren (Anm. d. Red.: Ein ebenfalls von der Flut heimgesuchter Nachbarort Rechts), sehen Sie da nur Garagentore. Das verändert das Ortsbild.“

Hostert ist der Bürgermeister von Rech. In der gelben Zone beziehungsweise zu nah am Strom standen dort einst 13 Häuser, „die morgens weg waren“, blickt er auf die Flutnacht zurück. Die starke Strömung habe die Ufer unterspült und

Fundamente freigelegt. „Und hinten die großen Bäche, das sind 15 Hektar, die waren in einer Höhe von mindestens 3,50 Meter geflutet! Die haben sich ihren Weg vom Berg zur Ahr gesucht, sie weiter steigen lassen. Dem haben die Häuser nicht mehr standgehalten.“

Man habe sich davon verabschiedet, dass nie wieder Wasser im Ort stehen wird, verdeutlicht der Bürgermeister. Aber Hochwasser soll nicht mehr das Ausmaß bekommen können, wie vor vier Jahren, weil es für Überflutungsflächen mehr Platz gibt – den mittlerweile un bebauten Uferstreifen zum Beispiel. „Wir lassen der Ahr mehr Raum. Wir haben in der kleinen Verbandsgemeinde Altenahr über 300 Kilometer Bachzuläufe auf 20 Kilometer

Flusslauf. Auch da müssen wir Maßnahmen treffen, das Wasser mehr im Hang und im Wald halten“, sagt Hostert.

Die Menschen an der Ahr befassen sich jedoch gegenwärtig nicht allein mit Schutz vor zukünftigen Extremen, sondern unausweichlich noch auf Jahre mit der Beseitigung der Folgen des Jahrhunderthochwassers. Wie in Rech eben. „Bei uns ist halt, im Unterschied zu vielen anderen Orten, fast alles weg gewesen oder relativ kurz nach der Flut abgerissen worden, weil die Gebäude nicht mehr standsicher waren“, erzählt Thomas Hostert. „Wir haben gerade hier bei uns im Ort eine starke Strömung gehabt, die die Häuser so beschädigt hat, dass sie nicht mehr stabil waren.“

Zum Glück konnte ein besonders malerisches Fachwerkhaus aus 1834 stehenbleiben, während ringsum 17 weitere Wohnhäuser und sechs Funk-

17 Häuser wurden abgetragen

tionsgebäude, die nicht sofort von den Wassermassen mitgerissen worden waren, aufgrund von Schäden abgetragen werden mussten, nachdem die Flut gewütet hatte. In Rech wünscht man sich, dass das Fachwerkhaus dereinst ein Dorfgemeinschaftshaus und ein „Tor“ zum Ortsteil am rechten Ahr-Ufer werden möge.

Ein neues Dorfgemeinschaftshaus: Durch das Unglück vom Sommer 2021 hat



Die Baustelle, auf der die FDS ein neues Gemeinschaftshaus für die Leute im Dorf schaffen will.

das Vereinsleben in Rech spürbar neue Impulse bekommen. „Not schweiß zusammen“, die Volkswisheit scheint sich zu bewahrheiten. „Es gibt viele Aktivitäten. Erst haben sich na-



Lehrerin Simone Strefler beim Aufbohlen: Holzbalken werden Stück für Stück wieder „zusammengepuzzelt“.

türlich alle Vereine ebenfalls aufs Säubern, Baustellenräumen und so weiter konzentriert. Aber für die Zukunft soll es einen Versammlungsraum im Fachwerkhaus geben. In dessen hinteren Teil soll ein Raum entstehen, der groß genug ist für jedwede Vereinsaktivitäten und in dem auch mal eine Familienfeier in einer schönen Umgebung stattfinden kann“, beschreibt der Bürgermeister.

Hostert, den hier alle „den Thomas“ nennen, weist auf das besagte Winzerfest hin, „und wir haben einen Weihnachtsmarkt hier, wo man das Ge-

man ehrlich ist, seinerseits nicht mehr als eine nach dem Abflauen des Wassers einigermaßen begradigte Schotterfläche ist.

Wie aber kommt hier der Schriftzug der Friedrich-Dessauer-Schule ans Gerüst, auf dem außerdem einige Schüler und Lehrer der Bildungseinrichtung zu sehen sind, die hämmern, stemmen, mauern, um das Fachwerkhaus winterfest zu machen und vor weiterem Verfall zu schützen?

„Es wurden den betroffenen Ahr-Gemeinden Unterstützer-Landkreise aus anderen Teilen der Republik zugewie-

untergebracht. Die Gemeinde kann später zwei Gebäude am Flussufer erwerben, die es allerdings nur als Paket gibt. Das eine ist derart baufällig, dass es nicht mehr zu retten ist und bald abgerissen werden muss. Auf dem Grundstück soll das neue Spritzenhaus entstehen. Direkt nebenan steht das Fachwerkhaus aus dem Jahr 1834, das die FDS bearbeitet.

„Aber woher nehmen und nicht stehlen?“, skizziert Thomas Hostert die Ausgangslage. Eigene Finanzmittel zum Erwerb beider Objekte hatte die Gemeinde nicht, die gerade einmal 500 Einwohner zählt. „Wir haben das in Limburg vorgestellt, und der Kaufpreis ist zu 100 Prozent vom Kreis übernommen worden“, freut er sich. „Und man hat uns zugesagt, uns beim Wiederaufbau weiterhin zu unterstützen.“

„Da wir uns, unabhängig vom Landkreis, als Schule hier schon die ganze Zeit im Ahrtal engagiert haben, kam dann irgendwie der Gedanke: Perfekt, der Kreis kauft das Haus, hat aber nicht unbedingt die Mittel für die Renovierung, die Ortsgemeinde hat sie auch nicht – woher kommen sie?“, führt FDS-Schulleiter Stefan Laux aus. „Da haben wir gesagt, okay, dann übernehmen wir alle Gewerke, die wir können, so dass schon einmal kein Arbeitslohn anfällt. Sanitär machen wir nicht, aber ansonsten wollen wir die nächsten einhalb, zwei Jahre hier arbeiten.“

Das momentane Ziel sei es, die Fassade des Fachwerkhauses, das einst als Wohnung diente, zuzubekommen. „Die große Wand hier vorne“, deutet Laux auf die der Ahr zuge-

Ziel: die Fassade zubekommen

wandte Front des Gebäudes, „die hat die Flut komplett mitgenommen. Da ertüchtigen wir das Fachwerk.“ Wo es geht, werden die Gefache wieder mit Stroh-Lehm-Gemisch als Originalbaustoff aufgefüllt. An Stellen, an denen das Hochwasser nichts davon übrig gelassen hat, setzen die Fleißigen der FDS Ziegel ein, die allerdings ebenfalls aus Lehm bestehen. „So toll, wie Lehm ist: Wenn er unter Wasser steht, verflüssigt er sich – so war das auch hier“, erläutert der Schulleiter die Notwendigkeit dazu. Darum seien jetzt fürs erste eilige Maßnahmen durchzuführen, die das Gebäude vor weiterem Zerfall bewahren und verhindern, dass es im Nachhinein doch noch abgerissen werden müsste. Das Wasser wie der „Zahn der Zeit“ haben



Rückblick ins Jahr 2021: Rech sechs Tage nach der Flut – ein Bild der Verwüstung! Foto: picture alliance/dpa

„WIR SIND ENORM DANKBAR FÜR DIE UNTERSTÜTZUNG“

FORTSETZUNG VON SEITE 15

den historischen Holzbalken zugesetzt.

„Das hier ist ganz etwas anderes, als sonst bei unserer Arbeit“, sagen Georgios und Florian. Einen neuen Pfeiler in einem an das Fachwerkhaus angegliederten, ehemaligen Stall haben die beiden anstelle des zerstörten Vorgängers schon komplett in Sichtmauerwerk hochgezogen. Hier soll einmal der große Raum für Vereine und Feiern sein, von dem „der Thomas“ gesprochen hatte.

Ein zweiter Pfeiler wird von den angehenden Maurern im dritten Lehrjahr ebenfalls erneuert, so dass beide eines Tages als Auflage dienen und die Balken darüber sicher tragen

Spanngurte einziger Halt

können. Im Moment sind eine Reihe orange Spanngurte deren einziger Halt... Dazu schneiden sich die Maurerazubis wieder und wieder selbst Steine passend, befestigen sie mit Mörtel und schaffen extra tiefe Fugen, um sie später ansprechend und dekorativ ausfügen zu können.

Louis Braun und Benedikt Nowak sind wie ihre Mitschüler Maurer-Azubis im dritten Lehrjahr und Schüler an der FDS, die in Rech helfen. Sowohl in der Schule als auch in ihren Betrieben haben sie für diese Arbeit frei bekommen und investieren zudem einiges von ihrer Freizeit. Sie stehen oben auf dem Gerüst und machen die Außenwand winterfest – mit

dass man dann hier einen Punkt kriegt, der die Leute wieder zusammenbringt, ist ein schönes Ziel.“

An einer anderen Seite des Objektes stehen Simone Strefler und Julian Bendel ebenfalls auf dem Gerüst. Die zwei FDS-Lehrer der Holztechnik sind bei der „Aufbohlung“, schneiden schadhafte Stücke aus den alten Holzbalken und setzen passgenau Ersatz ein. „Dann gibt es Holznägel, die sorgen für die kraftschlüssige Verbindung“, erklärt Bendel. Die Schnitte müsse man mit 15 Grad Neigung ausführen: „Falls Wasser an die Fassade kommt, kann es weg vom Gebäude abtropfen. Man braucht auf jeden Fall Geduld für die Arbeiten. Jedes Werkstück ist individuell angepasst. Und man arbeitet wirklich nur mit dem Werkstoff Holz – sonst heute in den Betrieben unserer Schüler



Die alte Schule ist ebenfalls ein Fluthaus – und temporäre Herberge.



Das Quartier der Helfer von der Friedrich-Dessauer-Schule.

Lehm! „So etwas, mit dem Werkstoff und Fächer ausmauern, so etwas haben wir noch nie gemacht“, beschreibt Louis. „Wir arbeiten viel mit Beton

überwiegend mit Holzwerkstoffen, Kunststoffbeschichtungen, Lackierungen. Das hat man halt hier gar nicht.“ „Und auch keine CNC-Maschinen, son-



Heimstatt von „Recht gemütlich“ sind momentan noch ASB-Container auf dem Schotter-Dorfplatz. Auch der Gemeindefreizeit würde eine anheimelndere Umgebung gewiss gut vertragen, wo die Menschen das Erlebte zusammen verarbeiten können.

oder mit normalem Mörtel, aber dass man so etwas in der Form macht, ist relativ selten geworden, glaube ich.“ Er finde es spannend, einmal auf diese Weise arbeiten zu können, weil sich die Materialien ganz anders verhalten, als er es sonst kennt, unterstreicht er. „Und es ist auch ein bisschen Geschichte! Es gibt ein gutes Gefühl, dass man an dem Gemeindefreizeitpunkt mitarbeiten kann. Das ist eine schöne Arbeit. Das Thema Ahr hat mit viel Drama zu tun gehabt, und

dem wirklich noch richtig das Handwerk, eine filigrane Arbeit“, fügt Simone Strefler an. „Das ist etwas anderes, als wenn man einen Plattenwerkstoff zersägt.“

Auch im Winter will die FDS weiterarbeiten: Ist es mild genug, vor Ort in Rech. Ansonsten können zum Beispiel Fenster und Treppen in der Werkstatt der Schule angefertigt und später zum Haus an der Ahr transportiert werden.

Während der zweijährigen

Projektzeit sollen immer wieder wechselnde Schülergruppen der zweiten und dritten Ausbildungsjahre der FDS wochenweise nach Rech kommen, um sich beteiligen zu können. Während ihres Einsatzes „hausein“ die Schüler und Lehrer in der alten Schule des Ortes, die gleich neben dem Fachwerkhaus steht. Ebenfalls ein „Fluthaus“. In dessen Erdgeschoss sieht es noch wild aus, das Wasser hat dieses Gebäude gleichermaßen verwüstet. In den oberen Etagen hat die FDS im Wortsinn ihr Lager aufgeschlagen, Feldbetten aufgestellt. Auf dem Treppenabsatz sind zwei Duschkabinen platziert worden, die mittels Gartenschlauch und Durchlauferhitzer mit Wasser versorgt werden.

In einer kleinen Küche wird gemeinsam gekocht, und alleine durch die Wohnsituation lernen Schüler etwas über Gemeinschaft, über rücksichtsvolles Verhalten in der Gruppe wie im „Bad“. Außerdem scheint



„Es ist hier jedem bewusst, dass wir das ohne die Unterstützung nicht hinbekommen würden“, sagt „der Thomas“. Der Bürgermeister von Rech steht genau an der Abbruchkante, an der früher einmal die Nepomukbrücke in der Brückenstraße ankam. Fotos: Schmalenbach

abends lehmverschmiert in die Duschen im Treppenhaus steigen, damit Rech ein neues Gemeinschaftshaus zur Stärkung des dörflichen Zusammenhalts bekommt.

Stefan Laux weist auf einen weiteren Vorteil der Behelfsunterkunft hin: „Die Jugendherberge kostet inzwischen auch 35 Euro pro Nacht. Kommen zehn Leute, sind schon 350 Euro weg – für nur eine Nacht.“ Das Geld könne man sinnvoller investieren. Und letztlich hat die Lagerfeueratmosphäre an der Einsatzstelle schon für sich gesehen einen gewissen Charme.

„In ihren Betrieben sind die Schüler Auszubildende. Hier sind sie ‚was‘, alle können eigenverantwortlich etwas machen, es ist schon eine nächste Stufe. Sie erleben eine große

Es sei enorm kostbar, zu zeigen, dass man die Praxis kennt „zur Theorie, die man im Klassenraum ‚predigt‘“, stellt der Schulleiter den pädagogischen Wert des Projekts im Ahrtal heraus. „Außerdem: Unsere Maler haben in der Schule mit den Maurern keine Berührungspunkte. Die begegnen sich höchstens mal auf dem Gang. Es ist aber immer ganz gut, wenn alle sehen, wie die Gewerke vor und nach ihnen arbeiten. Das sind schöne Er-



Hier gibt es keine DIN-Norm. Florian (links) und Georgios müssen sich jeden ihrer Steine für die Pfeiler selbst schneiden.



„Verhält sich ganz anders“: Azubi Louis mauert Gefache mit Lehm aus.



Weiter unten sieht es auch in diesem Gebäude noch wüst aus.

das „Standig“ der Lehrkräfte durch die gemeinsame Zeit in einem ungewohnten Rahmen enorm zu steigen: Die Schüler sehen, dass ihre Lehrer nicht nur vorne im Klassenzimmer an der Tafel stehen und „dozieren“, sondern die praktischen Dinge selbst können, die sie unterrichten, zudem genauso hart schuften wie die Schüler,

Selbstwirksamkeit, sind stolz auf das, was sie hier schaffen für andere. Und wir als Lehrer machen mit den Schülern etwas zusammen. Die sehen, was die Kollegen, was der Schulleiter machen, und dann ist das schon ein Team“, betont Stefan Laux. „Man merkt das auch daran, dass manche plötzlich ins ‚Du‘ verfallen.“



Blick vom anderen Ufer, in der Bildmitte das eingerüstete Haus. Wie kann es nur sein, dass dieses Flüsschen den Ort so schwer treffen konnte, so fragt man sich unaufhörlich bei einem Besuch dort.

fahrungen, die sie mit auf die Baustellen in ihrem Alltag nehmen können.“

Ein in der alten Schule ebenfalls eingerichteter Unterrichtsraum soll im weiteren Verlauf der Arbeiten genutzt werden, um die auf der Baustelle erlebten Dinge in der Theorie zu besprechen. „Pop-up-Unterricht“ im Flut-Tal.

Stefan Laux lobt, dass die Betriebe der Auszubildenden, die in Rech anpacken, die Aktion fördern. „Die sagen: ‚Ja klar, ihr könnt die mitnehmen.‘“ Die IHK zu Limburg, die Handwerkskammer, Rotarier wie der „Lions Club“, die „JugendBauhütten“ unterstützen die Maßnahme ebenfalls. Letztere sind genauso bei Wiederaufbauten an der Ahr engagiert, haben auch in Rech schon einiges hergerichtet.

Thomas Hostert macht deutlich, dass die Gemeinde die Anpacker aus dem Kreis Limburg-Weilburg wirklich braucht: „Wir sind enorm dankbar für die Unterstützung – sonst hätten wir das Vorhaben nie umsetzen können!“, sagt der Bürgermeister. Das wüssten auch seine Mitbürger in Rech. „Das Haus wäre ohne die Hilfe einfach ein leerstehendes Haus geworden.“

Stattdessen soll es, wenn

die FDS ihre Pläne umsetzen kann, später sogar einmal öffentliche Toiletten darin zum Beispiel für die zahlreichen Wanderer geben, die mithin ebenfalls profitieren würden und jetzt zur Weinlese in und um Rech herum zahlreich unterwegs sind oder die wegen ihrer spektakulären Ausblicke ins Ahr-Tal beliebte „Saffenburggrunde“ laufen. Die neue Ahr-Brücke wird einmal direkt neben dem Fachwerkhaus ankommen. 70 Meter und damit fast doppelt so lang wie die alte soll sie werden.

Man kann Rech und seinen zukünftigen Bewohnern nur wünschen, dass sie deutlich älter werden kann als die Nepomukbrücke. An die erinnert nur noch eine Abbruchkante im Asphalt der restlichen Brückenstraße, an der das von der FDS ertüchtigte Fachwerkgebäude liegt.